



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

7. Band

Die Spürnase des Oberkellners



»Sagen Sie mal, Oberkellner, ist Ihnen vielleicht ein gewisser Sherlock Holmes bekannt«, fragte Lovell. »Sherlock Holmes?«, entgegnete der als Oberkellner verkleidete Weltdetektiv verwundert. »Meinen Sie etwa unseren Liftboy?«

Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

Band 7

Die Spürnase des Oberkellners

Inhalt

1. Kapitel - Zu Hilfe, Sherlock Holmes!	7
2. Kapitel - Undeutliche Spuren	17
3. Kapitel - Ein gleichgültiger Gatte	27
4. Kapitel - Der Herr Oberkellner	35
5. Kapitel - Auf der Fährte	45
6. Kapitel - Ein rachsüchtiges Weib	59
7. Kapitel - Artistenkneipen	71
8. Kapitel - Drei Zeilen	84
9. Kapitel - Die letzten Maschen	94

1. Kapitel

Zu Hilfe, Sherlock Holmes!

»So, Harry«, sagte Sherlock Holmes zu seinem Freund und Gehilfen Taxon, indem er sich behaglich vor seinen Kamin niederließ, »nun wollen wir noch eine Pfeife rauchen und dann haben wir hoffentlich bis morgen früh Ruhe. In der letzten Zeit ist es etwas gar zu wild bei uns zugegangen – eine Nacht ungestörten Schlafes wird uns beiden guttun.«

Harry Taxon hatte kaum die Pfeifen gebracht und sich neben seinem Herrn niedergelassen, als dieser aufhorchte.

»Weiß der Teufel«, murmelte er, »ich glaube, das Telefon hat geläutet.«

»Aber Sie haben es doch abgestellt für die Nacht.«

»Das habe ich nur für neugierige oder unbedachte Leute getan, die mich vielleicht unnötig angerufen hätten. Die Beamtin auf dem Telefonamt weiß aber, dass sie in dringenden Fällen den Extrawecker in Bewegung zu setzen hat – da! Ich täusche mich nicht! Schon wieder höre ich es!«

Er sprang auf und eilte in das Nebengemach, wo zur Seite des Apparats eine mit Watte umschnürte Glocke hing, die eben jetzt ein anhaltendes, schnurrendes Geräusch von sich gab.

Sherlock Holmes ergriff den Hörer: »Hallo! Hier Sherlock Holmes – wer dort?«

»Um Gottes willen, Mr. Sherlock Holmes, kommen Sie sofort zu mir!«, rief eine angstzitternde Frauenstimme. »Ich bin es, Mary Malcolm!«

»Ah, Lady Mary! Natürlich stehe ich zu Ihrer Verfügung – was ist denn geschehen?«

»Ich kann es Ihnen hier am Telefon nicht sagen – kommen Sie so rasch wie möglich – ich bin in Lebensgefahr – jede Sekunde kann ...«

Die Stimme brach ab.

Sherlock Holmes war es, als höre er einen schweren Fall und ein gurgelndes Geräusch. Dann blieb alles stumm. Bleich wie der Tod stürzte der Detektiv in das andere Zimmer zurück.

»Harry, meinen Mantel – meine beiden Revolver sind doch geladen? Her damit! Schließe das Haus auf – rasch doch! Leuchte mir auf der Treppe!«

Diese Befehle wurden mit einer vor Erregung bebenden Stimme hervorgestoßen.

Noch nie hatte Harry seinen Freund und Meister in solcher Aufregung gesehen.

Während er ihm mit einer elektrischen Lampe die Treppe hinunterleuchtete, fragte er: »Was gibt es denn, Mr. Holmes? Zu wem gehen Sie?«

»Lady Malcolm!«, stieß Sherlock Holmes heraus. »Du weißt – Russelplatz – ich weiß nicht, was geschehen ist – du kannst sogleich nachkommen. Bringe alles mit, was nötig ist – warte unter den Fenstern, bis du meinen Pfiff hörst ...«

Die letzten Worte verklangen schon in der Ferne, denn Sherlock Holmes jagte die Straße entlang zur nächsten Ecke, wo er eine Nachtdroschke zu finden hoffte.

»Aha!«, murmelte Harry Taxon vor sich hin, während er wieder in die Wohnung hinaufeilte und dort sein Handwerkszeug zusammenraffte. »Ich erinnere mich, dass mein Meister eine große Zuneigung zu dieser Lady Malcolm hatte. Sie rührt noch aus der Zeit her, da diese schöne Lady nichts weniger als vornehm war – damals hieß sie Mary Billow und war Brettelsängerin. Doch soviel ich weiß, hatte sie immer einen tadellosen

Ruf. Und schön ist sie in der Tat wie ein Engel – hoffentlich ist ihr nicht persönlich ein Unheil begegnet!«

Sherlock Holmes war inzwischen weitergeeilt, ohne eine Droschke zu finden. Der Grund hierfür lag in dem immer stärker werdenden Nebel, der schon seit dem Nachmittag die Londoner Straßen einhüllte.

Was ein solcher Londoner Nebel zu bedeuten hat, das weiß kein Festlandbewohner, und selbst Leute, die dichten Nebel in den Alpen oder auf dem Meer erlebt haben, können sich keine Vorstellung machen von jener undurchdringlichen, bräunlichen Mauer, die es buchstäblich unmöglich macht, die eigene Hand auf Armeslänge zu erkennen.

So lief Sherlock Holmes, ohne sich noch mit unnötigem Suchen aufzuhalten, seinen Weg weiter, bis er nach einer halben Stunde auf dem Russelplatz ankam.

Der weite, in der Mitte mit Bäumen bestandene Platz lag regungslos in der nächtlichen Stille.

Kein Laut war zu hören, kein Wagen rollte, und auch Fußgänger hüteten sich so viel wie möglich, die Straße zu betreten, denn es war lebensgefährlich, sich draußen in der tiefen Finsternis zu bewegen. Auch Sherlock Holmes hatte seinen Weg nur mit Hilfe eines Kompasses und seines untrüglichen Orientierungssinnes gefunden, doch atmete er auf, als er im Scheine der düster brennenden Laternen erkannte, dass er sein Ziel erreicht hatte.

Das Haus, wo die Malcolms wohnten, lag inmitten des Platzes, rechts und links eingeschlossen von einem Garten, und war selbst in dieser Dunkelheit daran kenntlich, dass es nicht in der Art der anderen englischen Däuser – sondern mehr im Stil eines französischen Schlösschens gebaut war; eine kleine Freitreppe, von steinernen Löwen begrenzt, führte zur Haus-

tür empor.

Als Sherlock Holmes atemlos dort anlangte, bemerkte er, dass die Haustür nicht ganz geschlossen war, ein schmaler Lichtspalt drang daraus hervor.

Mit zwei Sätzen war er oben und stieß die Haustür auf.

Die Halle war leer, tiefe Stille umfing ihn.

Ein entsetzliches Gefühl von Beklommenheit presste ihm das Herz zusammen. Schlimmes ahnend, ging er zum Wohnzimmer hinüber, das dicht an die Halle stieß.

Auch hier kein Laut, kein Lebenszeichen.

Kalter Schweiß brach dem Detektiv aus allen Poren. Er wusste es nun schon mit untrüglicher Gewissheit – Lady Mary war ein Unheil begegnet – sie war das Opfer eines Verbrechens geworden!

Das Wohnzimmer war hell erleuchtet, und auch aus dem daneben liegenden Boudoir drang der helle Schein der elektrischen Lampen.

Sherlock Holmes trat zögernd näher.

»Lady Mary?« sprach er leise, »Sind Sie hier?«

Keine Antwort – nichts rührte sich.

Dort in der Ecke aber, auf dem Ruhebett – lag dort nicht jemand?

Der Detektiv trat näher – eine leichte seidene Decke war über das Polster gebreitet. Darunter zeichneten sich die Umrisse einer menschlichen Gestalt ab.

Mit jagenden Pulsen neigte Sherlock Holmes sich über den Langstuhl, hob die Decke auf – und fuhr mit einem dumpfen Stöhnen zurück: Lady Mary Malcolms totes Antlitz starrte ihm entgegen.

Nicht eine Sekunde konnte er zweifeln, dass es so war, zu oft hatte er den Tod in das farblose Angesicht geblickt. Aber in

demselben Augenblick, da er sah, dass in der Tat alle Hilfe hier zu spät kam, dass ein Verbrechen geschehen war, erwachten alle seine kriminalistischen Instinkte, und er wurde besonnen und kalt wie immer.

Mit Blitzesschnelle kreuzten sich die Gedanken in seinem Kopf.

Er wusste, dass Lord Malcolm, der Gatte der unglücklichen Ermordeten, sich auf einer kurzen Vergnügungsreise in Frankreich befand, wo er mit einem alten Schulfreund zusammen treffen wollte. Lady Mary hatte ihn begleiten sollen, war aber wegen ihrer augenblicklich etwas zarten Gesundheit zu Hause geblieben.

Sherlock Holmes wusste, dass das Verhältnis zwischen den beiden Gatten zwar nicht mehr ein besonders zärtliches, aber doch ein durchaus friedliches und gutes gewesen war. Lord Henry hatte niemals seine vor Jahren etwas eilig und gegen den Willen seiner Familie geschlossene Heirat mit der schönen Sängerin zu bereuen brauchen. Die Nachricht von dem Tod seiner Gattin müsste ihn schrecklich treffen, aber doch musste er diese Nachricht unverzüglich erhalten.

Einen kurzen Augenblick war Sherlock Holmes noch bei der Leiche stehen geblieben und hatte mit seinem Falkenblick gesehen, dass nicht ein Schuss oder ein Dolchstoß, sondern Erdrosselung die Ursache ihres Todes gewesen war.

Leise deckte er die Decke wieder über die regungslose Gestalt und wandte sich dann zurück in die übrigen Räume des Hauses.

Überall brannte Licht, im Speisezimmer war der Tisch noch nicht abgeräumt, auf dem zwei Gedecke standen. Nur das eine Kuvert war benutzt, das andere nicht angerührt.

»Das ist sonderbar«, murmelte Sherlock Holmes, während er

rasch weiterschritt. »Die Lady hat offenbar noch einen Gast erwartet, der aber nicht gekommen ist. Sie hat dann allein gespeist und mich später telefonisch angerufen, als sie bereits erkannt hatte, dass sie in Gefahr war. Wo zum Teufel sind alle Dienstboten?«

Er eilte hinunter in die Küche, die er leer fand, ebenso wie das Mädchenzimmer, wo die Köchin und die Jungfer zusammen schliefen.

Ein rascher Blick auf das Gesamtbild dieses Raumes zeigte Sherlock Holmes, dass die Mädchen sich zu irgendeinem Ball oder einem sonstigen Fest angezogen hatten und sorglos verschwunden waren. Seidene Bänder, Blumen und dergleichen Tand lag noch umher.

»Bande!«, knirschte der Detektiv, »da sieht man wieder, wie die arme Lady viel zu nachsichtig und gütig gegen ihre Leute war! Sie hat ihnen sicherlich die Erlaubnis gegeben, nach getaner Arbeit auszugehen, so viel sie wollten, und sie blieb allein völlig unbeschützt im Haus zurück!«

»Wo ist aber Peter, der Schurke?«, fragte sich Sherlock Holmes. »Ich weiß doch, dass der Lord diesen vermeintlich so zuverlässigen Diener stets hierließ, auch wenn er selbst verreiste.«

Er fragte sich vergebens – keine Spur klärte ihn über die seltsame Verlassenheit des Hauses auf.

Ohne nun noch eine Minute Zeit zu verlieren, trat er an den Telefonapparat, deren einer im Speisezimmer hing.

Er rief die nächste Polizeistation an und meldete: »Hier ist Sherlock Holmes. Dreizehn, fünfzehn! Sendet sofort Mannschaften und Arzt in das Haus von Lord Malcolm, Russellplatz.«

»Was ist geschehen?«, lautete die Rückfrage.

»Mord ist geschehen! Fragt nicht erst lange!«

Allein der Wachthabende Beamte war vorsichtig.

»Wir sind in der letzten Zeit wiederholt im Namen Sherlock Holmes' angerufen worden, und jedes Mal stellte sich nachher heraus, dass es blinder Lärm oder gar ein fauler Witz von irgendeinem Nichtstuer war, der den berühmten Namen missbraucht hatte. Legitimiert Euch, oder ich sende keine Leute hin.«

Hierauf erfolgte eine so deutliche Antwort, dass der Empfänger erschrocken zusammenfuhr.

»Was für ein verdammter Esel sitzt denn dort am Telefon? Habt Ihr nicht verstanden, dass ich sagte: dreizehn fünfzehn? Wisst Ihr nicht, dass dies meine Losung für den heutigen Tag ist?«

»Ach, entschuldigen Sie, Mr. Holmes, ich hatte es überhört! Sofort sollen die Leute erscheinen. Und einen Arzt soll ich mitschicken?«

»Ja, zum Teufel, einen Arzt sollt Ihr mitschicken! Die Lady ist ermordet worden.«

Die Lady ist ermordet worden!

Ja, daran war nicht mehr zu zweifeln. Sherlock Holmes riss das Kleid der schönen Lady auf und horchte, ob noch der leiseste Herzschlag vorhanden war. Doch nein – das Leben war aus diesem herrlichen, jungen Körper entflohen – Lady Mary war erstickt worden.

Um den schneeweißen Hals lief kein Zeichen, nur vorn am Kehlkopf waren zwei tiefe, bläuliche Druckstellen zu sehen.

Sherlock Holmes starrte darauf hernieder und flüsterte: »Dieser bestialische Mörder hat sein Opfer mit eigenen Händen erwürgt! Aber nicht hier - nicht auf diesem Ruhebett ist es geschehen, dazu liegt die Arme viel zu gerade und graziös hier

ausgestreckt. Wir wollen gleich sehen, wo die Tat vollbracht worden ist.«

Er ging zum Fenster und öffnete es. Einen leisen, scharfen Pfiff ausstoßend, wartete er eine Sekunde. Sofort antwortete ihm der gleiche Pfiff, und Harry Taron tauchte unter dem Fenster auf.

»Komm herein, Harry«, sprach Sherlock Holmes mit rauer Stimme.

An seinem Ton schon merkte der junge Mann, dass ein Unheil geschehen war.

Er eilte ins Haus und traf in der Halle mit seinem Meister zusammen.

»Sie ist tot«, sagte dieser kurz.

»Um Gotteswillen! Ermordet?«

»Ja, nichtswürdig ermordet – erdrosselt! Sie liegt drinnen in ihrem Boudoir, als wäre nichts geschehen. Das Zimmer ist in so auffallender Ordnung, dass dort das Verbrechen nicht begangen sein kann. Komm jetzt mit mir und sieh zu, ob du irgendwo im Haus die Spuren eines Überfalles oder eines Kampfes findest.«

Harry folgte Sherlock Holmes durch alle Räume und bemühte sich, dieselbe Kaltblütigkeit und Ruhe zu zeigen, die augenscheinlich schon wieder das Wesen seines großen Vorbildes vollständig beherrschte.

»Sie telefonierte vorhin an mich«, sprach Sherlock Holmes in absichtlich geschäftsmäßigem Ton, »und wurde, dabei offenbar unterbrochen. Der Gast, der sie ermordete, muss schon im Hause gewesen sein, denn sonst hätte sie sich nicht sozusagen an das Telefon geflüchtet, um mich herbeizurufen.«

Bei diesen Worten trat er an den Apparat, der sich im Speisezimmer befand.

Hier war nicht das Geringste zu entdecken, weder auf dem Teppich, der das ganze Zimmer bedeckte, noch an etwa verrückten Stühlen oder dergleichen war irgendeine Unordnung zu bemerken.

»Es sind noch mehrere Telefonapparate im Haus«, sagte der Detektiv. »Suche sie dir, Harry, und sieh nach, ob du etwas findest.«

Als Harry das Zimmer verlassen hatte, griff Sherlock Holmes in einer Anwendung von tiefer Rührung nach dem halb ausgetrunkenen Weinglas, das auf dem Tisch stand.

»Hier haben ihre Lippen noch vor einer Stunde geruht«, murmelte er, »ich trinke den Rest ihrem Andenken!«

Er führte den Reich an die Lippen, setzte ihn aber im nächsten Augenblick mit einer Bewegung des Widerwillens hin.

Das Glas strömte einen merklichen Tabakgeruch aus, als ob ein starker Raucher daraus getrunken hätte.

»Ein kleiner Fingerzeig!«, flüsterte der Detektiv. »Es hat also nicht Lady Mary, sondern ein Mann aus diesem Glas getrunken. Demnach wird auch nicht sie, sondern nur ihr Gast hier zu Abend gegessen haben, während sie keinen Bissen herunterbrachte. Gesessen hat sie hier ihm gegenüber – der Stuhl ist schräg zurückgeschoben, und ein wenig Brot hat sie in der Hand zerkrümelt.«

Sherlock Holmes bückte sich nun und kroch unter den Tisch. Er suchte eifrig und genau, aber er entdeckte nichts – bis auf eine ganz unbedeutende Kleinigkeit: Auf dem Teppich, ungefähr auf der Stelle, wo die Füße des Gastes geruht haben mussten, fand sich ein einzelnes Stückchen von Häcksel.

Sorgsam nahm er es auf und betrachtete es im scharfen Licht.

Das ist Haferstroh, dachte er. Häcksel von Haferstroh benutzen nicht alle Fuhrwerksbesitzer, aber doch einige. Natürlich

kann auch einfach auf der Straße dies winzige Strohteilchen an den Füßen des Fremden hängen geblieben sein; aber möglich ist es immerhin, dass der Kerl in einer Droschke hergefahren ist – ich werde nachforschen.«

»Meister«, rief in diesem Augenblick Harry von der Halle her, »bitte kommen Sie doch einmal her.«

»Nun, hast du etwas gefunden, mein Sohn?«

»Ich weiß nicht, ob es irgendwelche Bedeutung hat – hier ist ein Fetzen Papier eingeklemmt zwischen dem Apparat und der Wand.«

Sherlock Holmes zog den kleinen Papierfetzen hervor. Er enthielt weiter nichts als ein Wort, noch dazu ein gedrucktes.

Dieses Wort lautete: *Welthotel*.

»So!«, sagte der Detektiv zufrieden. »Dies ist vielleicht der Schlüssel zu dem ganzen Geheimnis.«

Harry erwiderte nichts. Er hatte so oft gesehen, dass sein berühmter Lehrmeister aus einem scheinbaren Nichts ein ganzes Seil zu drehen wusste, in dem er schließlich den Verbrecher fing, dass er von vornherein jedes Verwundern aufgegeben hatte.

Draußen auf der Straße wurden die Schritte der Patrouille laut, die sich näherte.

»Da kommt die Polizei«, rief Sherlock Holmes, »die uns natürlich nicht das Geringste nützen wird. Ich muss hierbleiben, um ihnen zu berichten. Geh du inzwischen einmal zu dem neuen großen *Welthotel* und lass dir von dem Nachtportier die Liste aller heute dort anwesenden und auch anwesend gewesenen Gäste einhändigen. Legitimationskarten hast du doch selbstverständlich bei dir?«

»Ich sollte wohl meinen!«, erwiderte Harry etwas gekränkt, dass ihn sein Meister nach einer solchen Selbstverständlichkeit

fragte.

»Nun gut, so geh. Und dann komm hierher, ich werde das Haus vor morgen früh nicht verlassen.«

Laut rasselte der Klopfer nun gegen die Haustür, und Sherlock Holmes öffnete der Polizei die Tür.

2. Kapitel

Undeutliche Spuren

Der Arzt, welcher mit der Polizeipatrouille eintraf, sah sofort, dass hier jede Hilfe vergeblich war. Dennoch brachte er die Lady in ihr Schlafzimmer und stellte hier lange und anstrengende Wiederbelebungsversuche an.

Die blauen Flecke an dem weißen Hals der Leiche waren tief, aber nicht besonders breit.

»Daumenabdrücke!«, bestätigte Sherlock Holmes, der düsteren und undurchdringlichen Antlitzes den Wiederbelebungsversuchen zugesehen und dem Doktor hilfreiche Hand geleistet hatte. »Die Eindrücke sind nicht von einem gemeinen Mörder gemacht worden – sie rühren von schmalen und spitzen Fingern her.«

»Eine Frau aber«, erwiderte der Doktor, »kann niemals die Kraft besitzen, so einfach mit ihren Händen eine andere Frau zu ermorden.«

»Ich sagte nicht, dass es eine Frau gewesen ist«, erwiderte Sherlock Holmes kurz.

Er begab sich, nachdem er drei Leute zur Bewachung des Hauses hierbehalten und die Übrigen zur Meldung nach dem Revier zurückgesandt hatte, in das Zimmer des vermissten

Dieners Peter, das sich auf dem Boden des Hauses befand. Es war ein kleines, nett und ordentlich gehaltenes Gemach, in dem Sherlock Holmes vergeblich nach irgendeinem Aufschluss über die Abwesenheit dieses Dieners suchte, der doch zum Schutz der Lady von Lord Malcolm bestimmt worden war.

Die Nacht war inzwischen weit vorgeschritten, und noch immer kehrten auch die Mädchen nicht von dem Vergnügen zurück, auf das sie gewiss ganz ahnungslos gegangen waren.

»Wenn ich nur erst die Adresse des Lords hätte!«, sagte der Detektiv zu dem Polizeioffizier, der bleich im Haus umherging. »Wenn er ganz früh das Telegramm erhält, so kann er morgen Abend schon hier sein; ich nehme an, dass er in Paris ist.«

»So sehen Sie doch in dem Schreibtisch der Lady nach, es ist doch höchstwahrscheinlich, dass sich dort Briefe ihres Gatten befinden, aus denen man seine Adresse entnehmen kann.«

Sherlock Holmes schüttelte den Kopf.

»Ich will erst die Dienstboten sprechen, die ja wahrscheinlich auch den Aufenthalt ihres Herrn kennen. Einstweilen kann man leider nichts anderes tun als warten.«

Während er so sprach, näherte er sich wieder dem Fenster und blickte hinaus. Er wartete ungeduldig, ob er die schlanke Gestalt seines Famulus nicht bald erblicken würde. Doch in dem Nebel, der sich nun gegen Morgen etwas lichtete, erkannte er nur eine schwankende, plumpe Gestalt, die sich dem Haus näherte, eine Weile unsicher und taumelnd davor stehen blieb und dann weitertorkelte.

»Wieder ein Betrunkener!«, rief einer der Polizisten, der sich neben ihn gestellt hatte.

Sherlock Holmes nickte. Das dort draußen war ein gewöhn-

licher Saufbold, das sah man an seinem ganzen Aufzug. Gerade aber, als sich die Beobachter am Fenster abwandten, erhob der Mann draußen einen Arm und rief mit heiserer Stimme:

»Heda, Peter! Bist du da, alter Sohn?«

Sofort spannte sich die Aufmerksamkeit des Detektivs. Er eilte in die Halle, riss seinen Hut von der Garderobe und war mit wenigen Schritten auf der Straße.

»Peter ist nicht zu Hause«, sagte er, »aber Sie können ja drinnen warten, bis er kommt.«

»Nee, nee, lassen Sie nur!«, lallte der Mann. »Peter ist mein Freund – der kann ja zu mir kommen, wenn er nach Hause kommt ...«

Er taumelte weiter. Auf einen Wink von Sherlock Holmes folgte ihm ein Polizist.

»Lassen Sie den Mann nicht aus den Augen!«, raunte er ihm zu. »Wenn Peter einen so fragwürdigen Freund bat, so wird es sich empfehlen, seine nähere Bekanntschaft zu machen.«

Bei diesen Worten wandte sich der Detektiv wieder dem Haus zu, dem sich nun endlich auch zwei in Mäntel eingehüllte Frauengestalten näherten.

Es war die Jungfer Betsy und die Köchin Polly, die sehr erstaunt über die erleuchteten Fensterstehen blieben.

»Mas bedeutet denn das?«, fragten sie sich gegenseitig, ohne eine Ahnung, dass sie von Sherlock Holmes belauscht wurden.

»Wieso mag es so hell sein?«

»Die Lady wird wieder einmal nicht schlafen können, die Arme«, sagte Betsy.

Bei diesen Worten schlossen sie die kleine Gittertür auf, die zum Seiteneingang des Hauses führte.

Kaum hatten sie ihr Zimmer betreten, als sie einen doppelten, gellenden Schreckensschrei ausstießen. Ein Polizist trat ih-

nen entgegen und rief: »Wo kommen Sie her? Weshalb haben Sie die ganze Nacht das Haus verlassen?«

Die übliche Angst vor der Polizei packte die Mädchen.

»Wir hatten Erlaubnis zu gehen!«, riefen sie. »Wir haben kein Unrecht getan!«

Nun öffnete sich ihre Tür von Neuem, und Sherlock Holmes trat ein.

»Bitte, lassen Sie mich mit den Mädchen reden«, sprach er zu dem Polizisten, indem er ihm winkte, hinauszugehen. Dann wandte er sich ruhig an die Erschreckten.

»Es ist ein großes Unglück in diesem Haus geschehen, die Lady ist ... ist verunglückt.«

Wieder schrien sie auf. Sherlock Holmes zweifelte nicht, dass diese beiden nicht die geringste Schuld an dem Verbrechen traf.

»Erzählen Sie mir genau, was sich gestern Abend hier begab, wen die Lady erwartete, was für Besuch sie etwa schon hatte, als Sie noch im Haus waren, kurz alles, was Sie wissen.«

»Ich weiß gar nichts!«, jammerte die Köchin, die ganz käseweiß auf einen Stuhl gesunken war.

»Aber Sie, Betsy, Sie werden mehr wissen. Sagen Sie mir vor allem die Adresse von Lord Malcolm, damit man ihm telegrafieren kann.«

»Paris Hotel Elysée-Palast«, antwortete sie halb mechanisch. »Um Gotteswillen – sagen Sie uns doch endlich – was ist mit unserer lieben Lady geschehen?«

»Sie ist ermordet worden«, sprach er langsam und gemessen. Schrill kreischten die Mädchen auf. Sie flüchteten in eine Ecke des Zimmers, als ob ihnen selbst eine Gefahr drohe.

Sherlock Holmes runzelte die Stirn.

»Benehmen Sie sich nicht kindisch!«, rief er. »Wenn Sie nicht

wollen, dass Sie irgendwelche Unannehmlichkeiten bekommen, so antworten Sie jetzt deutlich und der Wahrheit gemäß.«

Während er diese Worte sprach, hatte er aus seinem Taschenbuch ein Telegrammformular herausgenommen und schrieb darauf: »Lord Malcolm, Paris, Hotel Elysée-Palast. Kommen Sie umgehend nach Hause. Ihre Gattin verunglückt. Sherlock Holmes.«

»Tragen Sie dies so schnell wie möglich auf das Telegrafenamtsamt«, sagte er, indem er dem draußen wartenden Polizisten die Depesche übergab. Hierauf wandte er sich wieder an Betsy.

»Erzählen Sie«, sprach er kurz, »was geschah gestern Abend hier im Haus?«

»Die Lady hatte uns die Erlaubnis gegeben, den Ball in der *Aronentaverne* zu besuchen. Ich musste vorher für zwei Personen den Tisch decken, denn Mylady erwartete noch eine Freundin.«

»Was für eine Freundin?«

»Das sagte Mylady nicht, vielleicht war es dieselbe Dame, die immer nur herkam, wenn Mylord verreist war.«

»Wollen Sie damit sagen, dass die Lady Heimlichkeiten vor ihrem Gatten hatte?«

»Nun, Lord Malcolm machte sich nichts aus den Verwandten und früheren Freunden von Mylady. Da war es doch selbstverständlich, dass die herkamen, wenn der Lord nicht daheim war. Übrigens wusste aber Mylord von diesem Umgang – Mylady hatte keine Geheimnisse vor ihm.«

»Wissen Sie das so genau, Betsy? Jedenfalls wollte doch Lady Malcolm gestern Abend ihren Besuch allein empfangen, denn sonst hätte sie Sie nicht beide fortgeschickt.«

»Aber Peter war doch hier!«

»So! Nun, Peter war jedenfalls nicht hier, als die Tat geschah! Als ich gegen Mitternacht hier ankam, war die Lady bereits eine Leiche, die Haustür stand ein wenig auf, und von Peter war keine Spur zu sehen.«

Betsy wurde noch um einen Schein bleicher als vorher.

»Großer Gott«, stieß sie heraus, »dann ist auch ihm ein Unglück geschehen!«

»Ach, warum nicht gar. Sein Zimmer ist in bester Ordnung – wahrscheinlich ist er ohne Erlaubnis ausgegangen – wenn man nichts Schlimmeres annehmen soll.«

»O, Mr. Holmes, wie können Sie so etwas von Peter denken! Er wäre für die Lady durchs Feuer gegangen!«

»Sagen Sie mir – aber sprechen Sie ja die Wahrheit, Betsy – trank nicht Peter gern einen Tropfen?«

»Nicht mehr als andere, Herr. Er war jedenfalls nie betrunken, solange ich ihn kenne.«

»Hatte er eine Liebschaft?«

»O Herr – Peter mit seinen grauen Haaren!«

»Nun, ich meine, ob Sie sich seine Abwesenheit auf irgendeine Weise erklären können?«

Betsy fuhr auf.

»Haben Sie denn überall schon nach ihm gesucht? Waren Sie auch im Keller, Herr?«

»Nein, im Keller war ich noch nicht, weil er abgeschlossen ist. wir konnten nicht hinein – also wird auch wohl Peter nicht darin sein.«

»Lassen Sie uns doch nachsehen, Herr! Im Keller ist die Heizanlage für die Waschtische und Badeöfen. Peter pflegte sie zu beaufsichtigen.«

Betsy eilte zu der Tür, als Sherlock Holmes sie am Ärmel zurückhielt.

»Sagte ich Ihnen nicht, dass der Keller zugeschlossen ist?«

»Aber das war er nie! Wer soll ihn verschlossen haben?«

Der Verdacht, dass hier noch ein Verbrechen vorliegen könne, durchzuckte den Detektiv.

»Kommen Sie mit in den Keller, Betsy – und Sie auch, Polly. Sie können uns sagen, ob dort irgendetwas verändert aussieht.«

Es war durchaus gar nichts verändert in den Kellern, bis auf den einen Umstand, dass die sonst stets offene Tür zum Heizungsraum verschlossen war.

Kaltblütig zog Sherlock Holmes ein kurzes, geschickt gearbeitetes Instrument hervor, steckte es in das Schloss und im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür.

Der Keller war leer.

Auch hier zeigte keinerlei Unordnung auf einen etwa stattgefundenen Kampf hin. Die Abwesenheit Peters wurde immer verdächtiger, und die Vermutung, dass er irgendwie an dem Verbrechen beteiligt war, immer wahrscheinlicher.

Die nunmehr heftig weinenden Mädchen erhielten die Erlaubnis, sich ihre tote Herrin anzusehen und auch das unangerührt gebliebene Speisezimmer genau zu untersuchen, ob sie etwas Auffälliges entdeckten.

Sherlock Holmes sah ihnen fast ungeduldig zu, wie sie ihre entsetzten und von Tränen geblendeten Blicke umherschweifen ließen.

»Es ist alles umsonst!«, murmelte er. »Diese flennenden Weiber können mir ja doch nicht von dem geringsten Nutzen sein.«

Wirklich konstatierte auch Betsy nur, dass der Platz, wo die Lady sonst zu speisen pflegte, unbenutzt war.

»Hatte denn die Lady nur ein kaltes Abendbrot bestellt?«,

fragte Sherlock Holmes.

»Mylady hatte um sieben Uhr ihr Diner eingenommen – freilich aß sie wie gewöhnlich fast gar nichts – aber sie befahl mir, noch einen kalten Imbiss bereitzustellen. Ich brachte eine Pastete, ein kaltes Huhn und allerlei Kleinigkeiten nebst Wein. Mylady blieb oft sehr spät auf, und wenn es ihr dann einfiel, so aß sie noch ein wenig zu irgendeiner beliebigen Zeit.«

»Was tat denn die Lady, wenn sie so spät allein aufblieb?«

»Manchmal sang sie oder sie las oder schrieb Briefe – oft war sie auch nur traurig und tat gar nichts.«

Sherlock Holmes nickte vor sich hin. Er wusste, dass Lady Mary trotz der glänzenden Verhältnisse, in denen sie sich bewegte, oft melancholisch war. Den Grund hierfür hatte er bei der Seltenheit, mit der er sie sah, nie erfahren.

»Wo hatte die Lady ihren Schreibtischschlüssel?«, fuhr er fort zu fragen.

»Sie trug ihn meist bei sich – manchmal steckte er auch tagelang – Mylady hatte wohl keine Geheimnisse.«

»Aber sie muss doch Feinde gehabt haben – können Sie mir denn irgendeinen Grund angeben, warum man sie sonst ermordet haben sollte? Alle ihre Schmucksachen hatte sie bei sich – sie ist nicht beraubt worden.«

»Ist auch das viele Geld da, das Mylady gestern Vormittag von der Bank holte?«

»Wo hatte sie dieses viele Geld? Etwa in der Tasche?«

»Nein, vermutlich in der Wandkassette im Boudoir.«

Sherlock Holmes eilte in das Boudoir, Betsy mit sich ziehend, damit sie ihm die Kassette zeige.

Hinter einem Gobelin von alter, kostbarer Arbeit befand sich ein in die Mauer eingelassenes Schränkchen.

Der Schlüssel steckte.

»Der Schlüssel steckt!«, rief Betsy aus. »Den ließ Mylady niemals im Schloss! Ach – man wird sie beraubt haben!«

Wirklich – die Kassette war vollkommen leer!

Sherlock Holmes biss sich auf die Lippen.

Wenn dies ein gewöhnlicher Raubmord war, so blieb für seinen Scharfsinn gar keine besondere Betätigung übrig. Es war dann nur einfach festzustellen, was für Kassenscheine gestohlen waren, und sie überall den Nummern nach bekanntzugeben.

Doch so sehr auch momentan die Wahrscheinlichkeit dafür sprach, dass in der Tat ein Raubmord vorlag, so hörte doch die innere Stimme, welche von seinen Bewunderern sein *Instinkt* genannt wurde, nicht auf, zu sprechen. Sherlock Holmes war überzeugt, dass nicht das Geld, sondern ganz andere Beweggründe das entsetzliche Verbrechen verursacht hatten. Und er war entschlossen, hinter das Geheimnis zu kommen.

»Ich werde es ergründen«, murmelte er zwischen den Zähnen, als er, ohne ein Wort von seinen Gedanken zu erraten, vor die Tür trat.

Harry Taron konnte jeden Augenblick zurückkommen, ebenso wie der Beamte, den er hinter dem Bummler hergeschickt hatte.

Dort drüben kam über den Platz soeben auch in der Tat Harrys schlanke Gestalt.

»Ich weiß nicht, ob ich etwas Erhebliches ermittelt habe«, berichtete er. »Hier ist die Liste der augenblicklich im Welthotel logierenden Personen. Es ist jemand darunter, der gestern Abend telefonisch für Lady Malcolm angerufen wurde ...«

»woher weißt du das?«

»Der Portier sagte es. Er selbst nahm die Nachricht entgegen. Es war eine männliche Stimme, die bestellte, dass Mr. Lovell

gegen Abend zu Lady Malcolm kommen möchte.«

»Und hast du dem Portier gesagt, dass die Lady einige Stunden später ermordet worden ist?«, hinterfragte Sherlock Holmes mit blitzenden Augen.

»O nein, ich habe mich wohl gehütet, das zu tun! Ich fragte nur noch, wer dieser Mr. Lovell sei, und erhielt den Bescheid, dass es ein sehr eleganter Herr sei, der in Begleitung einer schönen, schwarzhaarigen Person – der Portier nannte sie nicht eine *Dame* – reise. Dass beide den Eindruck von Artisten oder dergleichen machten, dass sie aber große Geldmittel besäßen, denn sie lebten sehr luxuriös, machten täglich eine große Zeche und bezahlten ihre Rechnung aufs Pünktlichste. Lovell kehrte gestern Abend um elf Uhr zurück.«

»Gut, Harry, damit hast du mich schon ein kleines Stück weitergebracht. Wir wissen nun, dass dieser Lovell von einem Mann ... vielleicht dem vortrefflichen Peter ... gestern Abend herbestellt worden ist. Ob diese Bestellung eine Finte war oder Ernst ... was dieser Lovell für ein Mensch ... ob er der Mörder ist oder nicht ... das alles werde ich hoffentlich im Laufe dieses eben anbrechenden Tages herausbekommen. Bleibe du jetzt hier, Harry. Ich möchte das Haus nicht der wohlweisen Staatspolizei allein überlassen. Achte darauf, dass nichts im Haus verändert wird. Lasse auch die beiden Dienstmädchen nicht aus den Augen und schicke mir sofort durch einen unserer kleinen Freunde Nachricht, wenn du etwas entdeckst.«

»Und wohin soll ich die Nachricht senden, Herr?«

»Zunächst gehe ich in das Welthotel. Dann begeben sich nach Hause, um ein Bad zu nehmen, das mich für den Tag frisch halten wird. Hierauf werde ich eine Pfeife rauchen und um neun Uhr kehre ich hierher zurück.«

Sherlock Holmes nickte seinem Gehilfen gleichmütig zu,

nahm Mantel und Hut und verließ gelassenen Schrittes das Haus.

Harry blickte ihm erstaunt nach.

War diese Ruhe wieder nur eine Maske? Oder hatte das Berufsfieber seinen so hochverehrten Meister in einem solchen Grad gepackt, dass er an gar nichts Persönliches mehr dachte, sondern nur noch wie ein eifriger Jagdhund darauf bedacht war, die Fährte des Wildes zu finden, das er stellen wollte?

3. Kapitel

Ein gleichgültiger Gatte

Ein hochgewachsener, vornehm aussehender Herr kam gegen Abend aus Frankreich in London an und stieg mit blassem, undurchdringlichem Antlitz vor dem Palais Malcolm ab.

Es war Lord Henry Malcolm selbst, der mit einem Extrazug aus Paris fortgefahren war, um noch ein Schiff nach Dover zu erreichen.

Mit gemessenem Schritt, das dunkle Haupt in der gewohnten Weise ein wenig in den Nacken geworfen, schritt der Lord die Stufen zu seinem Heim empor.

Was würde er hören?

Was bedeutete die erschreckende und doch noch nichts Genauen besagende Depesche des berühmten Detektivs, von dem er wusste, dass er mit seiner Gattin gut bekannt gewesen war?

Die unheimliche Stille, die ihn empfing, der Geruch von Blumen und grünem Nadelholz, der ihm entgegenschlug, machten ihn erschauern.

Der erste Mensch, den er in seinem so seltsam veränderten

Haus sah, war Sherlock Holmes, der ihm mit ausgestreckter Hand entgegentrat.

»Verzeihen Sie, Mylord«, sagte er leise, »dass ich Ihnen nicht deutlicher telegraphierte. Ich konnte es nicht. Sie hätten die Trauernachricht zu plötzlich empfangen.«

»Trauer – Trauernachricht?«, stieß Malcolm hervor. »Was meinen Sie?«

»Ahnensie es nicht, Mylord? Ihre Gattin ist das Opfer eines unerhörten Verbrechens geworden ... sie ... weilt nicht mehr unter den Lebenden.«

Malcolm stützte sich schwer auf den Tisch in der Halle.

»Tot?«, fragte er mit verlöschender Stimme. »Meinen Sie ernstlich, dass meine Gattin ... tot ist?«

Sherlock Holmes neigte zustimmend das Haupt.

Einige Sekunden starrte ihn der Lord an, als könne er das Gehörte nicht begreifen.

Seine Nasenflügel bebten, mühsam holte er Atem, eine beängstigende Blässe breitete sich über seine regelmäßigen Züge.

Aber nicht lange währte dieser Zustand.

Er presste die Lippen zusammen, richtete sich hoch auf und stieß zwischen den Zähnen hervor: »Erzählen Sie. Verschweigen Sie mir nichts.«

Und der Detektiv erzählte.

So kurz wie möglich erstattete er Bericht, als handle es sich um einen fremden Fall. Auch hörte Malcolm mit seltsam unbewegtem Antlitz zu – gleichfalls, als handle es sich um eine Fremde.

Als Sherlock Holmes geendet hatte, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und fragte dumpf: »Und Sie ahnen also nichts? Wissen nicht, wer der Täter war?«

»Ich sagte nur, dass ich nichts Bestimmtes wusste. Über mei-

ne *Ahnungen* spreche ich nicht eher, als bis sie Gewissheiten geworden sind.«

»Aber Mr. Holmes, begreifen Sie doch – ich will, ich muss zumindest wissen, in welcher Richtung sich Ihr Verdacht bewegt. Sie glauben an einen Raubmord?«

»Und Sie, Mylord? Sie glauben nicht daran?«

Einige Sekunden kämpfte der Lord mit sich; dann sprach er mit schwerer Stimme: »Ich fürchte, es steckt etwas anderes dahinter. Leicht wird es mir nicht, eine Andeutung zu machen, die ich Ihnen gleichwohl nicht vorenthalten darf – es ist möglich, dass Eifersucht im Spiel ist.«

»Eifersucht! Sie meinen, dass Lady Mary einen ... einen Ver ehrer hatte?«

»Nun, was das betrifft, so hatte sie mehr als einen – wundert Sie das? Meine Frau war sehr schön, wie Sie wissen, und die Männer, die ihr be gegneten, waren sehr leicht entflammt. Sie dürfen auch nicht vergessen, dass aus ihrer früheren Bühnen- tätigkeit her vielerlei Elemente mit ihr bekannt waren, deren Begriffe von Sitten und Ehre recht verschieden von denen mei- ner Kreise waren. Verehrer aber meinte ich nicht – die Sache liegt vielmehr umgekehrt – es gibt jemand, der sehr eifersüch- tig auf die Lady um meinetwillen war.«

»Mylord«, sprach Sherlock Holmes kalt, »mit Rätselreden kann ich nichts anfangen. Drücken Sie sich deutlicher aus. Sie meinen, dass Sie ein Verhältnis mit einer Dame hatten oder ha- ben, die eifersüchtig auf Ihre eigene Gattin war?«

Der Lord neigte zustimmend sein Haupt.

»Ich bekenne, dass ich in dieser Beziehung schuldig bin. Ha- ben Sie von der schönen Ellen Brewer gehört?«

»Der Kunstreiterin?«

»Ja. Sie war meine Geliebte, ehe ich Mary heiratete. Während

ich aber für sie nichts weiter als eine vorübergehende Passion empfand, wollte es das Unglück, dass Ellen eine wirkliche, tiefe Liebe zu mir fasste. Sie konnte mich nicht vergessen, und sie näherte sich mir wieder, als ich ein Jahr verheiratet war.«

»Sie konnten ihr also nicht widerstehen und hintergingen Ihre Gattin mit der Kunstreiterin. Das ist in *Ihren Kreisen*, die einen so hohen Begriff von Ehre und Sitte haben, ja nichts Ungewöhnliches!«

Erstaunt betrachtete der Lord den Detektiv, der so bitter lächelte. Allein ohne auf seinen Sarkasmus zu achten, fuhr er fort: »Ellen Brewer ist der *Freund*, mit dem ich eben jetzt in Paris war.«

»Ah! Nun, dann kann also doch diese Dame nicht bezüglich des Mordes in Betracht kommen.«

»Ellen nicht. Aber Ellen hatte Verwandte und Freunde, die eifrig in ihrem Interesse tätig waren. Man hat vielleicht meine Frau ermordet, weil dieser ganze Anhang von Ellen darauf rechnete, dass ich sie heiraten würde, wenn ich frei wäre.«

»Haben Sie Miss Brewer dergleichen versprochen?«

Der Lord richtete sich hoch auf: »Halten Sie mich für den heimlichen Urheber dieser schauderhaften Tat? Niemals habe ich Ellen so etwas gesagt. Ich liebte meine Frau und gab mich nur mit Ellen ab, weil ich schwach war und ihrer leidenschaftlichen Liebe nicht widerstehen konnte.«

»War Miss Ellen zugegen, als Sie mein Telegramm erhielten?«

»Nein, sie schlief, und ich reiste ab, ohne sie wecken zu lassen. Im Laufe der nächsten Tage muss sie jedoch in London eintreffen, da sie hier aufzutreten hat.«

»Gut, Mylord, ich werde diese Andeutung im Auge behalten. Können Sie mir die Adressen der Verwandten von Miss Bre-

wer geben?«

»Ich bedaure! Selbstverständlich habe ich mit diesen Leuten niemals etwas zu tun gehabt. Meine Gattin selbst verkehrte noch mit einigen Freundinnen aus jenen Sphären, sie hätte Ihnen mehr darüber sagen können.«

Sherlock Holmes machte sich einige schnelle Notizen in sein Taschenbuch und verließ dann den Lord.

»Ich will Sie nun nicht länger in Ihrer Trauer stören«, sagte er ironisch. »Ist es Ihnen recht, wenn ich die Nachforschungen nach dem Mörder fortsetze?«

Malcolm fuhr auf: »Welche Frage! Wenn ich Sie nicht hier gefunden hätte, würde ich Sie sofort hergebeten haben! Sie scheinen zu denken, dass mich der furchtbare Tod meiner Gattin nicht in gebührende Aufregung versetzt?«

»O, bitte!«, wehrte der Detektiv ab. »Ich habe hier nur ein Amt und keine Meinung.«

»Das ist nicht der Fall, Mr. Holmes! Ich weiß, dass Sie ein großer Freund Marys waren – ich werde Ihnen deshalb auch noch eine Aufklärung geben, die Sie doch vielleicht überraschen dürfte. Hier – nehmen Sie dies.«

Malcolm überreichte ihm einen Brief, der von Lady Mary geschrieben und erst wenige Tage alt war.

Er lautete:

Lieber Henry, bitte, sende mir einen Scheck über zehntausend Pfund. Falls er dir etwas hoch erscheint, so möchte ich dir gleich zur Erklärung bemerken, dass ich eine ungewöhnlich hohe Schneiderinnenrechnung und ebenso ein reichliches Konto bei meiner Putzmacherin habe. Da du jedoch momentan in Paris mit deinem Freund sicherlich auch viel ausgibst, so wird es dir ja nicht darauf ankommen, meine Bitte zu erfüllen. Ich beabsichtige auch, auf ein

paar Tage nach Schottland zu gehen - dazu werde ich dann noch neues Geld erbitten.

Es geht mir leidlich, und ich hoffe, du amüsierst dich nach Möglichkeit. Grüße deinen Schulfreund unbekannterweise von mir und nimm selbst freundliche Grüße von deiner Mary.

»Nun?«, fragte Sherlock Holmes. »Und was weiter?«

»Natürlich sandte ich sofort den Scheck, und wie Sie mir vorhin mitteilten, hat ihn meine Gattin ja auch eingelöst. Das Erstaunliche ist aber nun, dass sie das Geld weder für ihre Schneiderin noch für ihre Putzmacherin brauchte. Ich telegraphierte nämlich an diese beiden, um Mary eine Extraüberraschung zu bereiten: Ich wollte jene Rechnungen bezahlen und ihr dennoch den Scheck lassen. Die beiden Ateliers antworteten mir, dass Lady Malcolm *leider* gar keine Rechnung anstehen habe, da sie immer sofort bar bezahle.«

»Ah! Also hat sie das Geld für andere Zwecke gewollt.«

»Allerdings. Und noch dazu für Zwecke, die sie mir verheimlichen musste! Noch nie zuvor hat meine Frau ein unwahres Wort zu mir gesprochen, doch diesmal belog sie mich. Ich frage Sie, für wen wollte sie das viele Geld haben?«

Sherlock Holmes blickte mit finsterer Miene vor sich nieder. Dass Lady Mary rein wie ein Engel war, darauf war er zu schwören bereit. Das Geld war fort – und wahrscheinlich war es nicht geraubt, sondern sie hatte es freiwillig dem Besucher gegeben, der an dem verhängnisvollen Abend von ihr erwartet wurde.

Die Spuren führten zum *Welthotel*. Dort wollte nun der Detektiv seine Nachforschungen fortsetzen.

Als er Malcolm verließ, sagte dieser zögernd: »Mr. Holmes, ich habe vorhin gesagt, dass ich meine Frau geliebt habe. Sie

können das glauben oder nicht – ich weiß, dass meine Handlungen sehr dagegen sprechen. Merken Sie sich aber das eine: Dieser Mord soll und wird gerächt werden! Sparen Sie mit keinen, noch so ungeheuer erscheinenden Kosten! Werfen Sie eher mit dem Gold um sich, als dass Sie es sparen! Ist der Anhang von Ellen Brewer -- oder gar sie selbst daran beteiligt, so soll die unerbittliche Strenge des Gesetzes sie treffen. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, dass Ihr eigenes Honorar ein ungewöhnlich hohes sein soll.«

Über Sherlock Holmes' Gesicht legte sich ein helles Rot. »Ich bedaure«, sagte er kalt. »In dieser Sache bin ich tätig, weil mich die unglückliche Lady selbst zur Hilfe herbeirief. Ich werde mir diese Tätigkeit, die noch dazu nicht das Entsetzliche verhindern konnte, nicht bezahlen lassen. Wenn es mir gelingt, die Tat aufzuklären, so werde ich in der Befriedigung darüber genügenden Lohn finden.«

Mit einer kurzen Verbeugung war er verschwunden. Aber Sherlock Holmes verließ nicht das Haus.

»Ich muss diesen merkwürdig gleichgültigen Gatten doch noch ein wenig belauschen!«, murmelte er, während er draußen seitwärts von der Treppe in den Garten einbog und bis an die Terrasse ging, die an der Rückseite des Hauses, gerade vor Lady Marys Zimmer, lag.

Leise stieg er zur Terrasse hinauf und lugte durch die Fenster hinein.

Was er sah, erschütterte ihn tief.

Lady Mary lag aufgebahrt in der Mitte des Zimmers. Ihre wunderschönen Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß, und das Antlitz trug einen Ausdruck süßen Friedens, den es zuerst nicht gehabt hatte.

Nun öffnete sich die Tür, und Lord Henry erschien auf der

Schwelle.

Er hatte die herabhängenden Hände zu Fäusten geballt und fuhr nun damit an beide Schläfen, als fürchte er, wahnsinnig zu werden.

Ein furchtbarer Schmerz drückte sich in seinen vorher so kalten Zügen aus, und er stürzte neben der Bahre nieder wie ein gefällter Baum.

Lange, lange verharrte er so.

Sherlock Holmes sah, wie ein wildes Schluchzen seinen Körper erschütterte, und wie die Tränen jedes Mal von Neuem hervorstürzten, wenn er einen Blick in das feierlich schöne Totenangesicht tat.

Endlich aber erhob er sich und ging an dieselbe Wandkassette, wo Sherlock Holmes vergeblich nach dem Geld gesucht hatte.

Die zitternden Hände des Lords tasteten an der Seitenwand im Inneren herum, bis sie eine bestimmte Stelle gefunden hatten.

Nun ein fester Druck – die Wand drehte sich in die Mauer hinein, und der Lord griff nach einem Paket Briefe, das dort lag.

Er trat damit an die Lampe und betrachtete die einzelnen Briefe. Mit seinen falkenscharfen Augen kannte Sherlock Holmes von seinem Versteck aus sehen, dass sie nicht von der Hand des Lords selbst herrührten; es waren feine, spitze Schriftzüge, während Malcolm eine auffallend starke, große Handschrift hatte.

Ein Fensterflügel stand offen, sodass der Lauschende nun hören konnte, was der Lord sagte.

»Da habe ich sie!«, sprach er mit harter, fast grausam klingender Stimme. »O, Mary, die Welt soll es nie erfahren, was du

mir angetan hast – mag man lieber glauben, dass ich selbst ein Wüstling, ein untreuer Gatte war! Das ist besser, als wenn ich zu dem Verlust deiner Person auch noch den Fluch der Lächerlichkeit zu tragen hätte!«

Bei diesen Worten legte er die Briefe wieder in das Geheimgfach zurück, von dessen Existenz offenbar außer der Lady nur noch er Kenntnis hatte, und zog den Schlüssel ab, den er in seine Briefftasche legte.

»Hier findet ihn niemand!«, murmelte er. »Und eher soll man mich selbst totschiagen, ehe ich einem Sterblichen Einblick in diese Briefe gewähre, die ein so unbarmherziges Licht auf den Mord werfen könnten.«

Nachdem dies geschehen, rückte sich Lord Henry einen Stuhl neben den Katafalk, ließ sich darauf nieder und versenkte sich in den Anblick des schönen, wachsbleichen Antlitzes, das nach wie vor lächelte – rätselhaft und friedlich lächelte.

4. Kapitel

Der Herr Oberkellner

In dem riesigen *Welthotel* wechselten die Gäste zu jeder Stunde, sodass es schwierig war, sich auf dem Laufenden in dieser Beziehung zu erhalten.

Indessen war seit heute Vormittag ein neuer Page in der Haupthalle angestellt, ein schlanker, junger Mensch, der eine starke Ähnlichkeit mit Harry Taxon aufwies.

Die Direktion des Hotels war durch Sherlock Holmes davon unterrichtet, dass Lady Malcolm ermordet war, und dass man unter ihren Gästen nach dem Verbrecher fahnden wolle.

Der Weltruf des Detektivs erleichterte ihm, besonders in London, vielfach seinen schwierigen Beruf, denn man kam ihm überall mit der größten Beflissenheit entgegen. Wusste man doch, dass Sherlock Holmes niemals einen unbegründeten Verdacht hegte, dass er nur selten eine Spur verfolgte, die sich später als irrtümlich erwies.

Mr. Lovell, nach dem er fahndete, hatte sich als *Privatier* in das Fremdenbuch eingeschrieben. Er war noch eine jugendliche, elegante Erscheinung, sehnig und regelmäßig gebaut. Seine Gesichtszüge waren etwas orientalisch geschnitten, obwohl dunkelblaue Augen von lebhaftem Feuer sie erhellten. Ein spitzer, brauner Vollbart umrahmte sein Gesicht, und seine Hände waren gut gepflegt und schmal.

Dieser letztere Umstand war es vor allem, der Sherlock Holmes auffiel, als er wenige Stunden nach dem Mord seinen ersten Pirschgang in das Welthotel unternahm.

Er wusste, dass die Morgenzeitungen noch nichts über den Mord bringen konnten.

»Ich werde Ihnen nicht sagen«, sprach er zu dem Direktor, »gegen wen ich einen Verdacht habe; das würde Ihre und Ihrer Beamten Unbefangenheit zerstören, und der schlaue Verbrecher, der sich wahrscheinlich sehr sicher fühlt, würde es merken. Das Beste ist, Sie engagieren mich als Saalkellner – ich vermute, dass die meisten Gäste ein oder mehrere Male täglich in Ihren Speisesälen verkehren?«

»Ja, das tun sie, denn unsere Küche ist nicht umsonst die berühmteste von London. Sie haben vollständig freie Hand, Mr. Sherlock Holmes, sich überall im Hotel unter welcher Verkleidung Sie auch wollen, zu bewegen, wenn Sie also zunächst Oberkellner sein wollen, so steht das in Ihrem Belieben.«

Eine Stunde später war Sherlock Holmes durch wahrhaft

künstlerische Striche um Augen und Mund so verändert, dass ihn seine besten Freunde kaum erkannt hätten.

Er stellte seinen Gehilfen Harry als Page in der Halle an und befahl ihm: »Du passt genau auf, Harry, wann dieser Galgenvogel Lovell das Hotel verlässt, und falls er einen Wagen benutzt, wohin er fährt. Ich habe draußen auf der Straße einen zweiten Wächter hingestellt, der ihm bei allen Wegen zu Fuß folgen soll. Die Dame, in deren Begleitung Lovell reist, übernehme ich zur Beobachtung selbst.«

»Wie wollen Sie das anfangen, Meister, wenn Sie zugleich Oberkellner im Speisesaal sein wollen?«

»Sei nicht so neugierig, Harry – ich habe schon Schwierigeres vollbracht, als zwei Ämter zu gleicher Zeit zu bekleiden.«

Im Laufe des ersten Tages schien Mr. Lovell weder ausgehen noch im Speisesaal essen zu wollen.

Er bestellte sich die Mahlzeiten auf sein Zimmer, und der Zimmerkellner berichtete, dass die Herrschaften – Lovell und seine Dame, Miss Elvira Brosetti – sehr aufgeräumt und guter Dinge seien.

Die beiden Zimmer hatten die Nummern 27 und 28. Sherlock Holmes ließ sich sofort die Nummer 29 geben. Nummer 26 war nicht zu haben, weil bereits von einem noch nicht eingetroffenen Fremden vorausbestellt.

»Wieso hat dieser Fremde eine bestimmte Nummer vorausbestellen können?«, erkundigte sich der Detektiv.

»Er verlangte nur im ersten Stock ein Schlafzimmer mit eigenem Badezimmer. Das ist eben Nummer 26 – das zweite Badezimmer dieses Stockwerkes liegt allein, hat keine Verbindung mit einem Schlafzimmer und kam deshalb nicht in Betracht.«

»Kennen Sie den Fremden, der das Zimmer bestellt hat?«

»Nein, nicht, persönlich. Hier ist die Depesche, welche wir

vorgestern erhielten.«

Sherlock Holmes las das Telegramm, das aus Paris kam und lautete:

*Reservieren Sie mir von heute ab gutes Zimmer mit Badezimmer,
nicht höher als ersten Stock.*

Baron Ballières.

»Also ein französischer Name«, murmelte der Detektiv vor sich hin. »Das mag der reinste Zufall sein, aber es kann auch eine Verabredung mit Lovell und Co. vorliegen!«

Er selbst bezog also die Nummer 29, hatte aber die Enttäuschung, dass die Verbindungstür zwischen diesem und dem nächsten Zimmer durch schwere Eichenschränke vollständig zugebaut war.

Das Erste, was er hinter verschlossenen Türen tat, war, ein Loch in die hintere Schrankseite und weiter durch die Tür zu bohren. Auch noch den drüben platzierten Schrank vermochte er mit seinen ausgezeichneten *Diebesinstrumenten* zu durchlöchern; aber selbst dann hörte er noch nicht den geringsten Laut herüberdringen.

»Ich muss einen Nachschlüssel haben, der alle Türen schließt«, sagte Sherlock Holmes zu dem Manager des Hotels, »vielleicht kommt dieser Baron Ballières erst morgen oder übermorgen an – jedenfalls möchte ich für eine Stunde ungestört dort drinnen sein.«

Sofort erhielt er den gewünschten Nachschlüssel, und nun glitt eine auf Filzsohlen gehende, unscheinbare Männergestalt in Nummer 26 hinein.

Sorgsam verriegelte Sherlock Holmes die Tür hinter sich, schlich an die Verbindungstür – hier stand kein Schrank davor

- und blickte durch das Schlüsselloch. Er sah eine sehr hübsche Dame, deren rötlich braunes Haar hoch aufgesteckt war, und die sich damit beschäftigte, in dieses Haar eine Perlenschnur zu flechten, die sie vor einem auf dem Tisch stehenden Handspiegel ausprobierte.

Neben ihr auf dem Sofa saß Mr. Lovell.

»Ich freue mich unbändig!«, freute sich Miss Elvira, »dass ich nun endlich die Perlen habe! Lange genug habe ich dich darum bitten müssen, Adalbert.«

»Es war nicht leicht, mein Kind! Diese Perlen kosten ein Vermögen.«

»Bah, du hast doch das Vermögen leicht genug erworben!«

»Um Gottes willen, sprich leise! Man ist in einem Hotel niemals sicher vor Lauschern.«

»Ach was, du bist gar zu ängstlich! Aber sieh nur, Adalbert, haben sie nicht wirklich einen unvergleichlichen Glanz?«

»Ein Kind kann den Unterschied zwischen diesen und deinen bisherigen, nachgeahmten Perlen sehen. Sie kleiden dich entzückend.« Und Lovells Hand stahl sich um Elviras Taille, während er verliebte Küsse auf ihren weißen Hals drückte.

»Bei welchem Juwelier hast du sie denn gekauft?«

»Kind, so etwas fragt man doch nicht! Lass dir genug daran sein, dass es einer unserer Hofjuweliere war, und dass sie zweitausend Pfund Sterling gekostet haben.«

Elvira jubelte auf. Ihr machte es offenbar die allergrößte Freude, dass die Perlen so teuer - nicht, dass sie so schön waren.

»Und jetzt«, rief sie aus, »soll ein lustiges Leben losgehen! Ich kann dir gar nicht sagen, wie stolz ich darauf bin, dass ich die dumme Mary veranlasst habe, mich trotz des Verbotes ihres Mannes zu empfangen ...«

»So schweige doch!«, unterbrach sie Lovell gereizt. Sherlock Holmes klopfte das Herz zum Zerspringen.

Von was für einer Mary sprachen sie?

War er wirklich hier dem oder den Mördern auf der Spur?

Elvira lachte belustigt auf.

»Wahrhaftig!« rief sie aus. »Wenn man dich ansieht und anhört, so sollte man meinen, dass du ein Kapitalverbrechen auf dem Gewissen hast! Und dabei hast du doch bloß eine sehr reiche Persönlichkeit um ein paar tausend Pfund beschwindelt!«

»Das ist immerhin genug«, brummte Lovell, »um uns in die ärgste Patsche zu bringen, wenn es herauskommt.«

»Es wird aber nicht herauskommen. Lieber, kleiner Adalbert, niemand hat dich oder mich gesehen – wer soll uns denn verraten?«

»Man braucht nicht gesehen zu werden, um überführt zu werden«, erwiderte Lovell übellaunig. »Ich habe den Verdacht, dass dieser scheußliche Sherlock Holmes sich sogleich in die Sache mischen wird, denn er war ja ein Freund der armen Lady ...«

Elvira fuhr zornig empor: »Bedauerst du sie auch noch gar? Warst du vielleicht auch verliebt in das Mondscheingesicht, du Narr?«

»O Himmel, nein! Aber es war doch wahrhaftig nicht nötig, dass sie ermordet wurde! Ich fürchte, Tiny hat uns da eine nette Suppe eingebrockt.«

Hart und grausam sah nun Elviras hübsches Gesicht aus, als sie antwortete: »Tiny war ein Esel, und er mag zusehen, dass er den Bluthunden nicht in die Finger kommt. An dem Ort, wo er sich verbirgt, wird ihn keiner suchen, hahahaha!«

»Jedenfalls wollen wir morgen oder übermorgen London

verlassen – es wäre unklug gewesen, sofort abzureisen; aber länger als ein paar Tage mochte ich nicht warten. Es ist mir unheimlich hier.«

»Du bist eben nicht leichtherzig genug, Adalbert! Du passt zu dem langweiligen Lord Malcolm, der immer eine Grabesmiene zur Schau trägt, auch wenn er den Champagner in Strömen fließen lässt.«

»Schon wieder nennst du Namen!«, rief Lovell ärgerlich. »Kannst du dir denn nicht die gewöhnlichste Vorsicht angewöhnen?«

»Wozu?«

»Weil es sich nicht nur um mich, sondern wenn mir etwas passiert, auch um dich handelt!«

»Bah!«, rief Elvira, »mir kann man nichts tun!«

»Und darauf allein kommt es dir an!«, ereiferte sich Lovell heftig. »Ob es uns, Tiny und mir, schlecht geht, das ist dir egal?«

»Bewahre! Egal wäre es mir nicht – aber schließlich bin ich doch unschuldig an euren Taten ...«

»Soso! Nun, das Gesetz denkt anders darüber. Der Anstifter einer Tat wird oft härter bestraft als der Täter.«

Sorglos gab Elvira ihren Perlen eine andere Lage.

»Du bist unausstehlich, mein Freund! Aber ich habe nicht tust, mich mit dir zu zanken – es lebe alles, was lustig und schön ist! Also es lebe vor allem Elvira Brosetti!« Und lachend leerte sie aufs Neue ein Glas von dem Sekt, dem sie schon reichlich zugesprochen hatte.

Draußen an ihrer Tür klopfte es, und Lovell sprang erschrocken auf. Es war nur ein Page, der ihm meldete, die Billets zu der heutigen Oper seien bestellt, und ob Mr. Lovell einen Wagen befehle.«

»Natürlich!«, rief Elvira vom Sofa her. »Man kann doch nicht zu Fuß in die Oper gehen.«

Lovell verließ mit dem Pagen einen Augenblick das Zimmer, und der Lauscher an der Tür sah, wie ihm seine Dame eine Grimasse nachschnitt.

»Geizkragen!«, murmelte sie. »Wie ich diese Eigenschaft an ihm hasse! Es war ihm nicht recht, dass ich den teuren Hotelwagen bestellte, ich sah es ihm an! Na, allzu lange werde ich mich ja nicht mit ihm plagen – ich bin wahrhaftig seiner überdrüssig und habe ganz andere Kavaliers zur Hand, wenn ich will! Gut, dass ich die Perlen noch erwischt habe!«

Eine Viertelstunde später befand sich Sherlock Holmes auf einer Rundfahrt bei den vornehmsten Juwelieren in den Hauptstraßen, um zu erfahren, bei welchem von ihnen Lovell jene kostbare Perlenschnur gekauft hatte.

Zu seinem Erstaunen hörte er überall, dass man in den letzten Tagen kein solches Stück verkauft hatte.

Die Perlen müssen gleichwohl von einem unserer ersten Juweliers stammen, dachte der Detektiv. Wenn der Kerl zweitausend Pfund dafür bezahlt hat, so kann er sie nicht bei irgendeinem unbedeutenden Händler gekauft haben.

Als er indessen seine Rundfahrt beendet und stets den gleichen Bescheid erhalten hatte, dämmerte ihm eine andere Erklärung: Elvira hatte Lovell einen Geizkragen genannt, wie nun, wenn er sie betrogen hatte, wenn die Perlen falsch waren?

Zum ersten Mal seit gestern überflog der Schatten eines Lächelns Sherlock Holmes' Gesicht.

Der Gauner!, dachte er. Seinem Gesicht nach traue ich es ihm schon zu, dass er die eitle Geliebte mit imitierten Perlen abspeist und lieber das Geld für sich behält! Doch nun gilt es, herauszubekommen, wer jener *Tiny* ist, von dem das Paar

sprach. Ich muss jedenfalls heute Abend in die Oper gehen, um ihnen auf den Fersen zu bleiben.«

Der Portier des Welthotels hatte für Mr. Lovell zwei Logenplätze reserviert – es war nicht schwer, noch einen dritten Platz in derselben Loge für Sherlock Holmes zu beschaffen.

Harry Taron übernahm die Überwachung der Verdächtigen, während sich der Detektiv zu seiner Wohnung begab, wo er eine neue vollständige Umwandlung mit sich vornahm. Er wurde binnen einer halben Stunde zu einem jugendlichen, blonden Lebemann mit fesch aufgewirbeltem Schnurrbart, der in Frack und weißer Krawatte sehr einnehmend aussah.

In der Loge der Großen Oper saßen Elvira und ihr Galan ebenfalls in großer Toilette. Auf dem Ausschnitt ihres rötlichen Kleides gleißten nun die Perlen, welche Sherlock Holmes mit begreiflichem Interesse betrachtete. Es wollte ihm nun in der Tat scheinen, als ob es sogenannte Bourguignon-Perlen seien, die sehr mühsam aus Wachs und Fischschuppen hergestellt werden.

Gegen Ende des zweiten Aktes erschien in der Loge als Besucher ein schwächlicher, sehr kleiner Herr, der ebenfalls einen blonden Schnurrbart trug und freundschaftlich von den beiden willkommen geheißen wurde.

Da sich noch ein Insasse in der Loge befand, so war man vorsichtig und drückte sich gewählt aus.

»Guten Abend, Lovell«, sagte der Fremde. »Wie gefällt Ihnen die Oper?«

»Ach, Sie wissen, Graf, ich bin nur meiner Frau zu Gefallen hier, sie liebt die Musik, ich gar nicht. Ich wünschte, wir wären erst heraus aus diesem heißen Haus und säßen bei kühlem Sekt im Hotel.«

»Nun, wir können ja früher aufbrechen«, sagte Elvira. »Sie

begleiten uns doch, Herr Graf?«

Der *Graf* verneigte sich dankend.

»Ich bin etwas aufgeregt«, sagte er in nachlässigem Ton, nachdem er einen prüfenden Blick auf den ihm gänzlich fremden Herrn im Hintergrund der Loge geworfen hatte. »Haben Sie die Extrablätter gelesen, die auf der Straße ausgerufen werden?« -

»Nein – was gibt es denn wieder? Krieg in Sicht?«

»Nun, ganz so schlimm ist es nicht – nur wieder einmal ein Mord. Man hat Lady Malcolm erdrosselt aufgefunden – Sie wissen, die hübsche Blondine, die ich Ihnen einmal im Park zeigte.«

»Schrecklich!«, rief Elvira, indem sie sich schüttelte, »Sie hätten uns das nach dem Abendessen erzählen sollen, Graf! Der ganze Appetit vergeht einem bei solchen Schauernachrichten.«

»Verzeihen Sie, gnädige Frau, Sie haben recht! Es tut mir nur so leid um die hübsche Lady – sie war ungemein liebenswürdig – eine frühere Brettelsängerin, wissen Sie?«

»Ach ja – Mary Tamanio nannte sie sich!«, näselte Lovell. »Ich erinnere mich ihrer noch recht gut aus meiner Junggesellenzeit her. Sie war sehr zugeknöpft und zurückhaltend damals.«

Elvira warf ihm einen zornigen Blick zu. Sie konnte es durchaus nicht vertragen, wenn man eine andere Frau in ihrer Gegenwart lobte, selbst nicht die Unglückliche, die nun bleich und starr auf der Bahre ruhte.

Der Akt war zu Ende, und man erhob sich, um nach Hause zu fahren.

Sherlock Hohnes trat höflich zur Seite, um die kleine Gesellschaft vorüberzulassen, und er bemerkte, dass ihm Elvira einen feurigen, auffordernden Blick zusandte.

Eine Viertelstunde später stand er, als Oberkellner verkleidet, im Speisesaal des Welthotels und erinnerte in keinem Zug mehr an den blonden Elegant, der mit den Herrschaften, die er nun bediente, in der Theaterloge gegessen hatte.

5. Kapitel

Auf der Fährte

Es ging hoch her bei Mr. Lovell, dem Grafen und der schönen Elvira. Man aß ein ausgesuchtes Diner, das aus den teuersten Delikatessen der Saison bestand, und der Sekt floss ununterbrochen.

Sherlock Holmes bediente diesen Tisch selbst, und er machte seine Sache ganz ausgezeichnet. Dass er dabei die Unterhaltung der drei kontrollieren konnte, störte diese nicht, denn sie fühlten sich offenbar sehr sicher.

An den Nebentischen wurde von dem Mord an der Lady Malcolm gesprochen, und der *Graf* neigte sich zu Lovell hinüber:

»Haben Sie gehört?«, raunte er. »Soeben hat man schon den Namen des Detektivs ausgesprochen, der mit der Verfolgung der Sache betraut ist.«

»Sherlock Holmes vermutlich?«, warf Lovell dreist hin.

»Ja, natürlich ist er es! Man verlässt sich ja auf keinen anderen mehr – und doch hat der Kerl nicht den Stein der Weisen gefunden. Ich bin überzeugt, das ganze Gerede über seinen ungewöhnlichen Scharfsinn und seine untrüglichen Schlussfolgerungen sind übertrieben.«

»Mag sein – ich habe mich nie für solche Detektivgeschichten

interessiert. Oberkellner, bitte bringen Sie ein paar gute Importen.«

Der Angesprochene brachte auf einer Kristallschale eine Auswahl von Havannas.

Als die Herren sich bedient hatten, sagte der Oberkellner bescheiden: »Ich bitte um Verzeihung, Sir, aber die Zigarren werden immer sofort bezahlt.«

»So? Nun, bitte! Hier – wechseln Sie mir etwas Geld.« Lovell warf mit einer sehr unvornehmen Bewegung einen Kassenschein auf den Tisch, den er aus seiner gut gefüllten Brieftasche genommen.

Sherlock Holmes ergriff ihn mit einer devoten Verbeugung und eilte damit in das Vorzimmer.

Auf dem Schein befand sich ein langer Tintenstrich. Sherlock Holmes' Augen leuchteten auf. Vielleicht genügte dieser Strich allein schon, um die Gauner zu fangen – hatte der junge Bankbeamte, der Lady Mary die Scheine aushändigte, doch gesehen und es nachmittags dem Detektiv gesagt, dass sie einen Strich darüber gemacht hatte, als ihr die Feder beim Schreiben der Empfangsbestätigung in der Hast ausglitt.

Sorgfältig verbarg der Detektiv den Schein in seiner Brusttasche und wechselte einen anderen im Büro.

Als er mit dem gewechselten Geld zurückkehrte, hörte er Elvira sagen: »Du musst uns sagen, wo Tiny ist – man hat ja doch keine Ruhe, ehe man das weiß.«

Da in diesem Moment der Oberkellner herankam, fuhr sie in ganz anderem Ton fort:

»Wir reisen morgen weiter, Graf. Werden Sie noch lange in London bleiben?«

»Ich weiß es nicht – es hängt ganz davon ab, wie ich mich amüsiere, gnädige Frau. Ach, Oberkellner, sagen Sie mal, wer

ist denn dieser glatt rasierte Herr dort drüben, der uns fortwährend fixiert?«

»Das ist seine Hochehrwürden der Bischof Birmingham, Sir. Er hat solchen starren Blick – andere Herrschaften haben sich ebenfalls schon darüber beklagt.

Seine Serviette schwenkend, eilte der Detektiv zum Büfett, um neue Gläser für Likör zu holen.

Im Vorbeigehen flüsterte er dem glatt rasierten Herrn, der ein ihm bekannter Geheimpolizist war, zu: »Starren Sie die Leute nicht so an, Sie Schlaumeier!

Man fühlt sich beleidigt.«

Als er mit dem Likör an den Tisch zurückkehrte, wandte sich Lovell zu ihm.

»Sagen Sie mal, Oberkellner, ist Ihnen vielleicht ein gewisser Sherlock Holmes bekannt?«, fragte er.

»Sherlock Holmes?«, entgegnete der als Oberkellner verkleidete Detektiv verwundert, »meinen Sie etwa unseren Lift-boy?«

»Schafskopf!«, murmelte Lovell in seinen Bart. Laut sagte er: »Ich meine den berühmten Detektiv, von dem man alle Augenblicke in der Zeitung liest. Ich dachte, Sie kennen ihn vielleicht von Ansehen.«

»O!«, erwiderte Sherlock Holmes mit dem einfältigsten Gesichtsausdruck, den er für diese Rolle angenommen hatte, »solche Leute verkehren nicht in unserem Hotel!«

Die drei an dem Tisch sahen sich lächelnd an. Wie dumm doch solch ein Kellner war, dass er glaubte, in seinem Hotel wären nur hochanständige Leute zu finden!

Die Nacht war schon sehr weit vorgerückt, als sich die Freunde endlich trennten. Es schien, dass sie ohne jede Verabredung auf ein Wiedersehen auseinandergehen wollten, als Lovell, ei-

ner anscheinend augenblicklichen Eingebung folgend, sagte:

»Ich komme noch ein Stückchen mit Ihnen, Graf. Die Luft wird mir guttun, und ich habe den ganzen Tag noch keine Bewegung gehabt.«

Draußen in der Halle stand der Page, der den Nachtdienst übernommen hatte.

Auf einen Wink von Sherlock Holmes verschwand er durch eine kleine Seitentür nach der Straße. Und die gleich darauf heraustretenden Herren hatten keine Ahnung, dass der im Schatten der Häuser auf der anderen Seite ihnen folgende Rowdy mit seiner Ballonmütze und dem schlottrigen Gang wiederum Harry Taxon war.

Während dieser Zeit warf sich Sherlock Holmes auf das Bett in Nummer 29, und da er die beneidenswerte Fähigkeit hatte, jederzeit schlafen zu können, wenn er es wollte, so fand er bald die so notwendige Erholung im Schlummer.

Er hörte, wie gegen Morgen Lovell heimkehrte und sich sogleich zu Bett legte. Nun wusste er, dass dieser Vogel für die nächsten Stunden nicht ausfliegen würde, und begab sich sofort mit frischen Kräften auf die Verfolgung der verschiedenen Spuren, die er im Sinn hatte.

Zunächst eilte er in seine eigene Wohnung und fand dort Harry Taxon vor, der bleiern schlief.

»Armer Junge!«, flüsterte Sherlock Holmes, indem er sich über das Lager beugte, »ich kann dir keine Ruhe lassen – du wirst dafür hoffentlich morgen Abend deinen Schlaf nachholen können. Denn so wahr ich lebe, ich gedenke bis dahin die Verbrecher in meinen Händen zu haben.«

»Wach auf, mein Sohn!«, rief er sodann, indem er seinen Famulus schüttelte. »Du musst mir Bericht erstatten.«

Harry fuhr empor und war sogleich ganz wach.

»O, Mr. Holmes«, erwiderte er, »ich habe leider gar nichts zu berichten. Die beiden Leute haben zwei Stunden im Pariser Café in der Regent Street gesessen und einen Whiskey nach dem anderen getrunken. Mit hinein gehen konnte ich leider nicht, weil sie mich erkannt hätten. Als sie herauskamen, nahmen sie eine Droschke und riefen ihr die Adresse des Welthotels zu. Dorthin brauchte ich ja nicht wieder zu folgen, und so benutzte ich die Zeit, um bei den verschiedenen Fuhrherren, die Nachtdroschken ausschicken, nachzuforschen, welcher von ihnen Haferstroh zu Häcksel benutzt. Nur ein Einziger tat es – hier ist seine Adresse.«

»Und das nennst du, nichts zu berichten haben, Harry? Ich hoffe, dass mich dieses winzige Stückchen Haferstroh auf die richtige Fährte bringen wird.«

Sofort machte sich Sherlock Holmes wieder auf den Weg und trat mit der Morgendämmerung bei dem ehrsamem Droschkenbesitzer ein, dessen Adresse ihm Harry gebracht hatte.

»Ich komme, um Sie zu fragen, Mr. Johnston, ob Sie sich erinnern, wen Sie vorgestern Abend gefahren haben?«

»Vorgestern, Herr? Ach, ich erinnere mich, das war der verdammte Nebelabend! Nun, da war ich zufällig selbst mit meinem Fuchs draußen, denn meinen Kutschern wollte ich Pferd und Wagen nicht anvertrauen. Aber viel gefahren bin ich trotzdem nicht – ich war schon um elf Uhr wieder zu Hause, denn es war ja lebensgefährlich, draußen zu bleiben.«

»Ganz recht, Mr. Johnston. Aber einen Fahrgast haben Sie trotzdem gehabt, nicht wahr? Ich frage nämlich, weil es sich um sehr wichtige Dinge handelt. Hier haben Sie meine Legitimation, damit Sie mir recht genau antworten.«

Der brave Alte kraute sich hinter den Ohren.

»O weh, Herr!« seufzte er. »Mit der Polizei hat niemand gern

zu tun! Mas wollen Sie denn von mir?«

»Ich möchte nur wissen, ob Sie in Ihrem Wagen eine mit Stroh gefüllte Fußunterlage haben?«

»Nein, das habe ich nicht. Aber in dem Wagen habe ich unter dem Sitz einen Kasten, wo ich mir Häcksel als Vorrat halte. Hat sich ein Fahrgast beschwert? Ich bemerkte am anderen Morgen, dass der Boden im Wagen mit Häcksel vollgestreut war.«

Sherlock Holmes' Augen leuchteten auf.

»Es hat sich niemand beschwert«, sprach er freundlich, »das ist doch keine so große Unsauberkeit, wenn ein bisschen Häcksel dort lag. Ich muss aber durchaus wissen, wen Sie gefahren haben, wohin und zu welcher Stunde die Fahrt stattfand.«

»Hm, da muss ich mich erst besinnen. Es war zuerst eine Dame, die fuhr von der Victoriastation zum Welthotel.«

»Soso! Und wie sah die Dame aus?«

»Das weiß ich nicht, Herr. Sie halte einen schwarzen Schleier um ihren Kopf gewunden. Der Herr, der mit ihr zusammen einstieg, war mein zweiter Fahrgast. Und den fuhr ich nach – Himmeldonnerwetter, wo war es doch gleich ... es war ein Platz ...«

»Russell Place vielleicht?«

»Russell Place, bei Gott, ja! Wieso haben Sie das erraten können, Herr?«

»Ich habe es nicht erraten, sondern ich wusste es ganz genau. Nun sagen Sie mir aber, wie sah Ihr Fahrgast aus, wie benahm er sich?«

»Er war sehr klein und schwächling – von fern hätte ich ihn für einen Knaben halten können. Er hatte auch ein bartloses Gesicht und ganz kohlschwarze Augen darin. Das fiel mir auf, und darum kann ich mich so gut darauf besinnen. Es sah aus, als ob der Mann krank sei, so blass war er und so flackerten

seine Augen.«

»Hm! Kein Wunder, da er einen Mord vorhatte.«

»Was? Um Gottes willen, was meinen Sie damit?«

»Nun, haben Sie es nicht in den Zeitungen gelesen, dass Lady Malcolm ermordet worden ist? Den Mörder haben Sie offenbar gefahren – nun kommt es darauf an, ob Sie ihn wiedererkennen werden, wenn Sie ihn sehen.«

»Schwerenot, das sollte ich meinen! Glauben Sie Herr, so ein Gesicht vergisst man? Aber ich kann es mir noch immer nicht denken – wieso glauben Sie denn, dass gerade mein Fahrgast den Mord begangen hat?«

»Weil er an seinen Stiefelsohlen eine Spur von Ihrem Haferhäcksel mit in das Haus brachte. Und weil außer ihm überhaupt an dem Abend kein Mann in dem Haus war.«

»Da irren Sie, Sir! Es kam ja ein Diener aus dem Haus, der öffnete und den Herrn begleitete.«

»Wissen Sie das ganz genau?«

Sherlock Holmes blickte interessiert auf.

»Nun, Sie brauchen mich nicht gerade für einen alten Trottel oder dergleichen zu halten!«, rief Mr. Johnston beleidigt. »Weiß ich nicht, worauf es ankommt, wenn die Geheimpolizei einem erst auf den Hals rückt? Ich habe mir trotz des Nebels, der gerade um diese Stunde plötzlich dichter wurde, den Diener angesehen, der erst die Haustür aufschloss, als er meinen Fuchs draußen wohl vernommen hatte, und der ebenso sorgsam die Tür wieder zuschloss, als der Herr drin war.«

»Erlauben Sie«, sagte der Detektiv, »das stimmt wohl nicht! Die Haustür war eine halbe Stunde später auf.«

»Das ist ja sehr möglich, lieber Herr. Ich sage nur, was ich gesehen habe, und ich sah, wie der Diener – er war schon ein älterer Mann – die Tür wieder schloss. Auch hörte ich, wie der

schwere Schlüssel sich dann im Schloss wieder drehte. Ich dachte noch dabei, der kleine junge Mensch, den ich gefahren hatte, müsse wohl der Sohn des Hauses sein, den man erwartet hatte.«

»Um welche Stunde war das?«

»Nun, wie ich Ihnen sagte, war ich schon um elf Uhr wieder zu Hause; also muss es ungefähr dreiviertel auf elf gewesen sein, als ich meinen Fahrgast abgesetzt hatte.«

»Und weiter wissen Sie also nichts, nicht wahr?«

»Nein, Herr, ich fuhr des Nebels wegen sofort heim.«

»Und die Dame, welche Sie vorher zum Welthotel gefahren hatten, war sie groß und stark?«

»Nein, sie war von netter, mittlerer Figur. Sie hatte eine helle, scharfe Stimme. Ich hörte, wie sie mit ihrem Begleiter ziemlich heftig sprach.«

»Haben Sie denn kein Wort von der Unterhaltung der beiden verstehen können? Es liegt mir unendlich viel daran, das zu wissen.«

»Wenn Sie hinter einem Londoner Hansom oben in der Luft schweben, Herr, und Acht auf Ihren Gaul geben müssen, dass er sich nicht in dem beginnenden Nebel Hals und Beine bricht – würden Sie dann wohl Zeit und Lust haben, die Klappe im Verdeck des Wagens anzuheben, um neugierig zu sein?«

»Nein, Sie haben recht, das würde ich wahrscheinlich nicht getan haben. Doch nun danke ich Ihnen für Ihre Auskunft; vielleicht gelingt es mir, den Schurken zu fassen, der den elenden Meuchelmord begangen hat, und dann soll er Ihnen gegenübergestellt werden, damit Sie ihn rekognoszieren können.«

Sherlock Holmes eilte fort und begab sich in das Palais Malcolm, wo er zunächst, da der Lord noch nicht sichtbar war, mit

einigen der Diener Rücksprachen hatte.

Er erfuhr, dass sonst stets außer dem verschwundenen Peter auch noch der Kutscher im Haus geschlafen habe; dass aber diesmal die Lady keinen Wagen mit Pferden, sondern nur ein Automobil benutzt habe, dessen Chauffeur im Gartenhaus schlief.

»So! Und kann ich den Chauffeur wohl einmal zu sehen bekommen?«

»Er ist sofort von Mylord entlassen worden – den Grund wissen wir nicht; aber wahrscheinlich wollte Mylord nicht an das Automobil erinnert werden, das er nie leiden konnte, weil die Lady zu schnell zu fahren pflegte.«

Betsy war es, die diese Auskunft gab, wie denn auch sie die Einzige war, die in diesen Tagen ihre Ruhe und Besonnenheit wiedergewonnen hatte und deren Aussagen deshalb für Sherlock Holmes die wichtigsten waren.

»Hören Sie, mein Kind«, sprach er nun, »Sie haben an Ihrer Herrin gehangen ...«

»Wer liebte sie nicht?«, unterbrach ihn mit feuchten Augen das Mädchen. »Wir alle hingen an ihr ...«

»Auch Peter?«

»Ja, der gerade am meisten, Mr. Holmes! Ich merke es schon längst, dass Sie misstrauisch gegen Peter sind, aber ich lege meine Hand für ihn ins Feuer: Er ist unschuldig an dem Verbrechen.«

»Ich wollte also sagen«, fuhr der Detektiv mit unbewegter Miene fort, »dass Sie Ihre Herrin gewiss gern gerächt sehen würden. Überdies aber verspreche ich Ihnen eine ansehnliche Geldbelohnung, wenn Sie mir auf das Genaueste jedes Wort mitteilen, was Sie aus der Vergangenheit oder dem Eheleben der armen Lady wissen. Haben Sie eine Ahnung davon, ob der

Lord jemals Ursache hatte, eifersüchtig zu sein?«

»Ach, im Gegenteil, Herr! Die Lady hatte eher Ursache dazu, denn es wird ihr wohl ebenso wenig verborgen geblieben sein, wie uns, dass Mylord sich mit seiner alten Flamme wieder vereinigt hatte – die schöne Miss Brewer ist doch bekanntlich seine Geliebte.«

»Das wäre ja umso mehr Grund für die Lady gewesen, sich mit einem anderen zu trösten.«

»Das tat sie aber nicht! Mylady war so rein wie ein Engel! Und wie sehr bestürmte man sie mit Briefen und mit Liebeserklärungen versteckter Art! Sie war immer gleichmäßig freundlich und kühl gegen alle.«

Eine Weile schwieg Sherlock Holmes. Dann neigte er sich zu Betsy hinüber.

»Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Betsy, und Sie werden mir dann behilflich sein: In dem Boudoir der Lady habe ich gestern etwas bemerkt, was mich vielleicht auf die Spur des Täters bringen kann. Ich muss also in diesem Zimmer noch einmal völlig ungestört eine Stunde oder wenigstens eine halbe verweilen können. Werden Sie es fertigbringen, mir während der Zeit jeden Eindringling fernzuhalten?«

»Ich denke wohl. Nur wenn Mylord etwa kommen sollte ...«

»Auch er darf mich nicht stören – er am allerwenigsten! Passen Sie gut auf, Betsy, und falls der Lord wirklich so früh aufstehen und herunterkommen sollte, so sagen Sie ihm irgendetwas, gleichviel was, um ihn von dem sofortigen Betreten des Zimmers abzuhalten. Ich werde mich nach Möglichkeit beeilen.«

»Gehen Sie nur, Mr. Holmes. Ich werde aufpassen – aber halt! Noch einen Augenblick!«

Das Mädchen lief zu der Tür, welche zum Garten hinaus-

führte, und verschloss sie fest.

»Wozu tun Sie das, Betsy?«

»Ich habe Angst – zweimal seit gestern ist der entlassene Chauffeur gekommen und hat in das Haus dringen wollen, um den Lord zu sprechen, der für ihn nicht zu sprechen ist.«

»Weshalb will sich Lord Malcolm nicht von ihm sprechen lassen?«

»Er hat einen Hass auf den Mann – und ich glaube, das ist ganz gegenseitig. Dieser Chauffeur war der Lady sehr ergeben, und Mylord, der stets misstrauisch war, glaubte vielleicht, dass – nun, gleichviel! Jedenfalls soll er nicht hier herein. Er sieht so wild und unheimlich aus, seit das Unglück geschah, dass ich fast denke, er hat den Verstand darüber verloren.«

»Hören Sie, Betsy, Sie können natürlich nicht ermessen, was in diesem schwierigen Fall wichtig oder unwichtig ist. Mir zum Beispiel ist es von großem Wert, dass ich diesen Mann sprechen kann. Lassen Sie also die Tür lieber auf, und wenn er sich nochmals blicken lässt, so halten Sie ihn fest und sagen Sie ihm, dass ich ihn sprechen will und muss.«

»Sehr wohl, Mr. Holmes.«

Nun ging der Detektiv in das Zimmer, wo immer noch Lady Mary aufgebahrt lag, nur dass nun schon der Deckel lose über den Sarg gedeckt war.

Behutsam riegelte Sherlock Holmes die Tür hinter sich zu. Bei dem Werk, das er nun vorhatte, durfte er durchaus nicht gestört werden.

Vorsichtig näherte er sich dem Wandschränkchen, schlug den verhüllenden Gobelin davor zurück und probierte einen seiner künstlichen Nachschlüssel.

Erst der vierte passte.

Der Schweiß rann dem erregten Mann von der Stirn, als end-

lich das Türchen aufging und er in das Innere hineingreifen konnte.

Bald war die Druckfeder gefunden – die Wand schob sich zur Seite, und Sherlock Holmes hielt das dünne Briefbündel in der Hand.

Das Päckchen brannte ihn wie Feuer. Er hatte das Gefühl, als beleidige er mit diesem Vertrauensbruch die Tote, als würde sie noch im Sarg Vorwürfe gegen ihn erheben, der ihre Geheimnisse so ungebeten enthüllte.

Er biss die Zähne zusammen und blickte starr vor sich nieder.

»Zum Teufel!«, murmelte er endlich, »ich weiß doch, dass ich nicht aus niedriger Neugierde handle, sondern weil ich hoffe, deinen Tod, Mary, dadurch vielleicht aufklären und rächen zu können! Vorwärts, Sherlock Holmes, alter Bursche! Fürchtest du dich am Ende gar vor dem, was du nun erfahren wirst?«

Rasch trat er an das Fenster und öffnete das kleine Bündel.

In jener spitzen, scharfen Handschrift, die er schon vom Fenster aus beobachtet hatte, leuchteten ihm als Überschrift auf der ersten Seite die Worte entgegen:

Geliebte, ewig und unselig Geliebte!

Wirst du mich endlich erhören? Wirst du endlich wieder die Stunden seligster Liebe erneuern, mit denen du mich einst beglücktest? Lasse mich nicht länger warten, Mary – ich weiß, dass der Verhasste, der dich vor dem Gesetz besitzt, verweist ist – ich komme heute Abend, und ich werde zu dir zu dringen wissen, das schwöre ich dir bei der Liebe, die auch du mir unter so heißen Küssen geschworen hast.

Eine Unterschrift fehlte unter diesem Brief. Mit einem leisen

Stöhnen ließ Sherlock Holmes den Brief sinken.

So war es dennoch wahr, was er gefürchtet hatte - Mary war nicht die reine, hehre Frau, für das er sie gehalten hatte!

Er nahm den nächsten Brief. –Auch er enthielt glühende Liebesversicherungen, und diesmal stand darin ein Satz, der bewies, dass Mary ihn erhört hatte:

Wie soll ich dir jemals zu Ende danken, was du für mich getan hast, Mary?! Ich werde bis in meinen Tod, der ja nicht mehr fern ist, an die süße Stunde denken, die du mir gestern schenktest. –Und nun habe ich nur noch die eine Bitte, die ich stammeln, die ich wiederholen werde, bis du mich erhörst: Komm mit mir, sei meine Frau, folge mir hinaus in die Ferne, wo kein Neid und keine Verfolgung uns erreichen kann ...

In diesem Ton gingen die Briefe weiter, deren es im ganzen sechs oder sieben sein mochten.

Nur eine Merkwürdigkeit fiel dem Leser dabei auf: auf keinem der Briefe befand sich ein Datum. Nur das mehr oder weniger zerknitterte und vergilbte Aussehen ließ erkennen, dass sie verschiedenen Zeiten entstammten. Unter einem der Schreiben fand sich als Unterschrift das Wort *Lione*.

Gerade diesen Brief sonderte Sherlock Holmes von den übrigen ab, verwahrte ihn in seiner Brieftasche und band dann sorgfältig die anderen wieder zusammen.

»Ich muss den einen behalten«, murmelte er. »Diese Handschrift ist so absonderlich, dass sie mir helfen kann. Der Lord wird ihn nicht vermissen – und wenn er es tut, nun, so kann ich ihm nicht helfen. Ich bin nur froh, dass ich ungestört diesen kleinen Diebstahl begehen konnte.«

Er verwahrte das Schränkchen wieder ordnungsmäßig und

ging dann zu dem Sarg hin, von dem er noch einmal den Deckel abhob.

Unverändert in seiner Holdseligkeit lächelte ihm das entzückende Totenantlitz entgegen.

Sherlock Holmes stieß einen schweren Seufzer aus.

Er bückte sich und hauchte einen ehrfurchtsvollen Kuss auf die bleichen Finger, die so fest gefaltet auf dem weißen Kleide ruhten.

Dann schob er behutsam noch einmal die Spitzen beiseite, die den weißen Hals verhüllten.

Die blauen Male von den würgenden Händen waren noch deutlicher als zuvor zu sehen.

Seine Lupe hervorziehend, betrachtete der Detektiv, der in diesem Moment wieder nichts als Beamter war, die dunklen Stellen genau. Und nun entdeckte er noch etwas, was ihm vorher entgangen war: Die eine Daumenspur war bedeutend breiter als die andere, wenn auch diese noch schmal für eine Männerhand war.

Ganz genau prägte er sich Größe und Form der schauerlichen Stellen ein.

Dann schob er die Spitzen wieder an ihre alte Stelle, deckte den Deckel über den Sarg und richtete sich hoch auf.

»Nur ein Athlet kann mit diesem einen Griff das arme Opfer getötet haben. Es war ein kleiner Mann von zartem Gliederbau, aber mit herkulischen Kräften. Ich will doch einmal zusehen, ob ich nicht in den Artistenkneipen meinen Mann aufstöbere!«

Als Sherlock Holmes die Halle wieder betrat, fand er dort Betsy wartend, die den Finger auf den Mund legte: »Mylord ist soeben aufgestanden«, sagte sie, »und wird sofort erscheinen. Wenn Sie ungestört mit dem Chauffeur sprechen wollen,

so gehen Sie hinüber in das Kutscherhaus. Ich habe ihm gesagt, dass er dort warten soll.«

»Sie sind ein geschicktes Mädchen, Betsy. Sie können eine ausgezeichnete Kriminalgehilfin werden.«

Und ohne das Erscheinen des Lords abzuwarten, verließ er das Haus und begab sich durch ein Stück des Gartens in die Kutscherwohnung.

6. Kapitel

Ein rachsüchtiges Weib

Harry Taxon hatte einige Stunden bleiernem Schlafes genossen, als er plötzlich erschrocken auffuhr. Das Telefon hatte, wie es ihm im Schlaf schien, in der ihm bekannten Weise geklingelt – er wusste, dass sein Meister mit ihm sprechen wollte.

»Hier Harry!«, rief er, noch mit etwas schlaftrunkener Stimme. »Sind Sie es, Meister?«

»Ist Mr. Sherlock Holmes zu Hause?«, fragte eine fremde Stimme zurück.

»Nein!«, brummte Harry ärgerlich, dass er für den erstbesten Fremden so aus den Federn gestürzt war.

»Nun, wann wird er denn zu Hause sein? Ich muss ihn unbedingt sprechen.«

»Wer ist das: Ich?«

»Der Name tut ja nichts zur Sache. Genug, dass es sich um einen wichtigen Fall handelt.«

»Sherlock Holmes ist selbst mit einem so wichtigen Fall beschäftigt, dass er zurzeit schwerlich irgendeinen anderen übernehmen wird.«

»O, ich weiß«, sagte die fremde Stimme, die plötzlich Harry nicht mehr so ganz unbekannt schien, »er arbeitet ja wohl in der Malcolm'schen Affäre. Die Mühe könnte er sich eigentlich sparen, denn alle Welt ist doch davon überzeugt, dass niemand anderes als der Diener Peter die Tat begangen haben kann.«

»Schluss!«, rief Harry Taxon wütend über den Klugsprecher am Telefon.

Er hängte den Hörer auf und machte in fieberhafter Eile Toilette.

Es war ihm eingefallen, wem die Stimme, die da gesprochen hatte, gehörte – kein anderer als der kleine Herr mit dem blonden Schnurrbart von gestern Abend hatte soeben erfahren wollen, ob Sherlock Holmes in der Tat in der Malcolm'schen Sache tätig war.

»Wenn die Hunde dies merken, werden sie noch mehr als vorher auf der Hut sein!«, flüsterte Harry zu sich selbst. »Ich werde machen, dass ich wieder in das Hotel komme, sonst fliegt mir der Vogel noch aus, ehe-wir ihn haben!«

Eine halbe Stunde später trat der schlanke Page wieder seinen Dienst in der Halle des Hotels an.

Er hörte, dass Mr. Lovell allerdings für heute seine Rechnung bestellt habe, dass er aber vorläufig noch anwesend sei.

»Halten Sie ihn denn für den Mörder?«, fragte der Direktor Harry.

Dieser zuckte die Achseln.

»Ich kenne Mr. Sherlock Holmes' Meinung nicht.«

»Aber ich bitte Sie, wenn auch nur ein dringender Verdacht auf ihm ruht, warum lassen Sie ihn nicht vor allem festnehmen?«

Harry schüttelte den Kopf.

»Weil mehrere Schuldige hier im Spiel sind. Wenn wir den einen verhaften, entkommt vielleicht sogleich der zweite, da er gewarnt wäre. Lassen Sie nur Mr. Holmes ungestört. Sein Spiel ist oft undurchdringlich, aber stets unfehlbar.«

Gegen neun Uhr trat auch der Herr Oberkellner wieder seine Dienste an. In seiner Begleitung befand sich ein Stab von Beamten, die er alle dem Hoteldirektor vorstellte mit dem Verlangen, dass man ihnen in jeder Beziehung freie Hand lassen solle.

Einer von ihnen wurde beim Lift, je ein anderer bei den Ausgängen angestellt. Ein Dritter kam vor die Türen von Zimmer 27 und 28 als Wache, die indessen auch misstrauischen Beobachtern nicht auffallen konnten, denn alle waren sie in unscheinbares Zivil gekleidet und glichen einfachen Reisenden.

»Ich werde nur beim Servieren des Frühstücks noch zugegen sein«, flüsterte Sherlock Holmes Harry zu, »und dann muss ich fort. Heute müsste ich eigentlich an drei Orten zugleich arbeiten, aber da das nicht angeht, hoffe ich, dass wir beide, du und ich, die Verbrecher dennoch allein entlarven werden.«

»Sagen Sie mir nur eines, Mr. Holmes, wen halten Sie für den Schuldigen?«

»Einen vorläufig noch Unbekannten, mein Sohn. Ich glaube, dass ich ihn unter den *fahrenden Leuten* entdecken werde, denn in diesen Bereich weisen alle Spuren hin. Es handelt sich darum, einen Athleten, Jongleur, kurz, einen Artisten irgendwelcher Art aufzufinden, der schmale, spitze Finger hat – noch dazu Finger, die an jeder der beiden Hände verschieden sind. Wüsste ich nur erst, wer der sogenannte Graf ist, mit dem gestern unsere verehrten Herrschaften zusammen waren.«

»Ich glaube, sie werden heute wieder zusammen sein, denn ich hörte, dass Lovell beim Abschied zu dem Blondem sagte:

Auf morgen!«

»Desto besser. Nun halte die Augen offen, Harry. Du weißt, wie viel mir gerade diesmal an erfolgreicher Arbeit gelegen ist.«

»Jawohl«, dachte Harry, »das weiß ich, lieber Meister. So ist es ja immer, wenn du ohne Lohn arbeitest, wenn dein Herz oder dein wissenschaftliches Interesse allein beteiligt sind, dann bist du am eifrigsten. Aber sieh da – was will denn Lord Malcolm hier?«

In der Tat erschien soeben der Lord in der Halle und begab sich in das Büro. Harry folgte ihm unauffällig.

Lord Malcolm fragte, ob Miss Brewer von Paris ein Zimmer bestellt habe, und wann die Dame eintreffe.

»Von Paris aus«, antwortete man ihm, »sind nur von einem Baron Ballières Zimmer bestellt.«

»Schon recht, das sind sie. Baron Ballières ist ein Verwandter der Dame.«

»Über die Zeit der Ankunft wissen wir leider gar nichts. Die Zimmer sind schon seit drei Tagen reserviert.«

»Miss Brewer kommt heute wohl noch«, sagte der Lord. »Ich habe Nachrichten darüber. Wenn sie eintrifft, so geben Sie ihr bitte diesen Brief und bestellen Sie, dass ich augenblicklich nicht in der Lage sei, persönlich herzukommen.«

Raum hatte der Lord das Hotel verlassen, als der Oberkellner in das Büro trat.

»Bitte, überlassen Sie mir für zehn Minuten den Brief, den soeben Lord Malcolm abgegeben hat, Herr Direktor!«

»Aber Mr. Holmes, das geht wohl nicht an. Ich darf doch nicht das Briefgeheimnis verletzen lassen – der Lord kommt wohl bei Ihren Forschungen kaum in Betracht!«

»Wie können Sie das wissen, Herr Direktor?«, fragte sehr ru-

hig der Detektiv. Und seine klaren Augen brannten so bedeutsam, dass der andere den Brief zögernd aus dem Glasschrank herausnahm und ihn ihm hinreichte.

»Ich brauche nicht einmal zehn Minuten«, sagte Sherlock Holmes. »Kann ich einige Augenblicke allein in Ihrem Privatkontor bleiben?«

»Bitte sehr. Alles steht Ihnen zur Verfügung.«

Gleich darauf saß der Detektiv vor dem Schreibtisch des Direktors; aus der Tasche holte er eine winzige Spritze, die eine nadelfeine Röhre hatte, und die er unter den Umschlag des Briefkuverts schob.

Ein seitlicher Druck trieb einen haarfeinen Luftstrom unter die gummierten Streifen und löste sie mit wunderbarer Leichtigkeit los.

Das Kuvert öffnete sich und der Brief wurde entfaltet.

Liebe Freundin, lautete er, wie du gehört haben wirst, ist meine Gattin auf eine fürchterliche Weise ums Leben gekommen. Man hat sie erwürgt! Ich bin nicht imstande, dich bei deiner diesmaligen Anwesenheit in London zu sehen. Du kannst dir denken, wie er schüttelt ich bin. Ich bitte dich aber, wenn du mir irgendeinen Aufschluss geben kannst, wer die schändliche Tat vollbracht haben mag, es so schnell wie möglich zu tun. Du weißt, dass du die Erste und Einzige warst, die mich aufklärte über den Verrat, den mir Mary antat – über die Tote lass uns aber jetzt nicht reden. Steht der Schurke, der ihr jene Briefe schrieb, vielleicht in Verbindung mit der Tat, so will ich es wissen – es wird dann immer noch bei mir stehen, ob ich ihn verfolgen und dadurch meine Schande offenbaren lassen oder ob ich den Schleier des Geheimnisses über alles Geschehene fallen lassen will.

Gib mir Nachricht, sobald du angelangt bist.

Henry.

Sherlock Holmes stieß einen langen, leisen Pfiff aus.

»So!«, murmelte er. »Also die schöne Ellen Brewer steckt doch dahinter! Nun wollen wir sehen, was sie antworten wird!«

Bei diesen Worten befeuchtete er vorsichtig mit einem Schwämmchen vom Schreibtisch des Direktors das Kuvert und klebte es wieder zu.

»Es ist doch besser«, sprach er sarkastisch, »wenn weder der Herr Direktor noch sonst jemand sieht, wie leicht mein selbsterfundenes Instrumentchen Briefe öffnet. Es könnte sonst leicht kommen, dass auch noch andere Fremde ihre Briefe voreilig durchflogen bekämen – jeder dürfte nicht einen so unpersönlichen Zweck dabei verfolgen wie ich!«

Er händigte den Brief im Büro wieder aus und sagte: »Ich werde, sobald Miss Brewer eingetroffen ist, eine andere Funktion übernehmen müssen, wahrscheinlich werde ich Zimmerkellner werden – die Nummern 26, 27 und 28 zu bedienen, wird mir ein ganz besonderes Vergnügen sein.«

Noch während er sprach, wurde draußen die große Empfangsglocke geläutet. Miss Brewer war angekommen.

Eine junonische Erscheinung mit einem auffallend schönen Kopf, der von rabenschwarzem Haar umrahmt war, trat in etwas hochmütiger Haltung in die Halle.

Sie ging am Arm eines älteren, unscheinbar aussehenden Herrn, der sich als Baron Ballières vorstellte.

»Ich habe ein Zimmer mit Badezimmer für diese Dame bestellt«, sagte er. »Ist es bereit?«

»Gewiss, Herr Baron. Im ersten Stock haben wir es seit drei Tagen reserviert.«

Im Lift fuhren die Neuangekommenen hinauf, während der bisherige Oberkellner sich schnell in seinem Zimmer in einen jugendlichen Ganymed mit braunem Schnurrbärtchen und kleinem Seitenbärtchen verwandelte. Es störte durchaus nicht, dass dieser junge Zimmerkellner quer über der Nase eine Narbe hatte, die eben dieses edle Organ ein wenig entstellte – dafür aber auch jede auch nur annähernde Ähnlichkeit mit dem Herrn Oberkellner gänzlich verwischte.

»Ich bin müde von der Reise, Onkel«, sprach Ellen Brewer zu ihrem Begleiter. »Es war sehr freundlich von dir, mich von der Bahn abzuholen, aber nun möchte ich wirklich bis zum Abend ganz allein bleiben.«

»Ganz wie du willst, liebes Kind«, erwiderte der Baron fast demütig.

Er verabschiedete sich, und der mit kleinem Handgepäck im Zimmer anwesende Kellner notierte sich in Gedanken, dass soeben die Nichte gesagt hatte, der Baron habe sie vom Bahnhof abgeholt. Demnach war dieser schon in London anwesend, während sie noch in Paris war.

Hatte er selbst das Telegramm noch von dort abgeschickt oder war es von Ellen abgeschickt worden? Wenn dies, warum hatte sie nicht mit ihrem eigenen Namen unterzeichnet?«

Er hatte keine Zeit, lange zu überlegen, denn die junge Dame setzte ihn sofort für sich in Bewegung.

»Bringen Sie mir Whiskey, aber den besten, den Sie haben«, befahl sie. »Dazu Zigaretten. Und fragen Sie, ob Briefe oder Bestellungen für mich eingegangen sind.«

Wenige Minuten darauf überreichte ihr Sherlock Holmes den Brief des Lords. Er stellte den Whiskey und die Zigaretten auf dem Tisch bereit und beobachtete dabei ihre Miene.

Sie riss hastig den Brief auf und überflog ihn.

Da sie inzwischen längst aus den Zeitungen von dem Mord gewusst hatte, so verriet sich keine besondere Überraschung in ihren Zügen.

Sie ließ das Blatt in den Schoß sinken und starrte eine Weile vor sich nieder.

Da der Kellner sich merkwürdig lange bei seinen Handreichungen aufhielt, fuhr sie endlich ungeduldig auf: »Kellner, so sputen Sie sich doch endlich! Ich wünsche ungestört zu bleiben – bitte, bestellen Sie auch unten, dass ich unter keinen Umständen irgendwelchen Besuch annehme.«

»Sehr wohl, gnädiges Fräulein!«

Sherlock Holmes verschwand. Draußen im Gang blieb er eine Weile horchend stehen; allein, nichts rührte sich, und er musste annehmen, dass in der Tat die schöne Miss Ellen sich zur Ruhe niedergelegt habe. Wie erstaunt war er daher, als er plötzlich hörte, wie drinnen in Nummer 27 Möbel gerückt wurden, und bald darauf zwei Stimmen miteinander sprachen.

»Aha! Schön Ellen konferiert mit jemand – mir war es doch gleich, als ob ihre große Müdigkeit nur eine Ausflucht wäre! Aber nun will ich dafür sorgen, dass sie keine *Geheimnisse* miteinander besprechen können – wenigstens keine, die nicht Sherlock Holmes teilt!«

Mit einer katzenartigen Bewegung verschwand er in einem winzigen, dunklen Kabinett, wo nur Besen und dergleichen aufbewahrt wurden.

Hier hatte er im Laufe des gestrigen Tages ein so großes Loch in die Wand gebohrt, dass er das ganze Zimmer Nummer 26 genau überblicken und auch hören konnte, was darin vorging.

Er hatte richtig spekuliert. Die beiden Menschen dort drinnen glaubten sich völlig sicher und unbeobachtet, denn sie

wussten ja, dass dieses Zimmer das letzte im Gange war. Die Nummer 28 auf der anderen Seite war von Elvira bewohnt, und diese erfreute sich eines so gesunden Schlafes, dass sie auch jetzt noch nicht von ihrem Morgenschlummer erwacht war.

»Nun, Kleiner«, sprach Ellen in einem vertraulichen Ton zu Lovell, der gewaltig abstach gegen den vornehmen, kühlen Klang ihrer sonstigen Sprechweise, »ich muss sagen, ihr habt ja sehr gründlich gearbeitet! Wie ist denn die Sache zugegangen?«

»Da fragst du mich zu viel!«, rief Lovell, der soeben die prachtvolle Gestalt Ellens in seine Arme nahm. »Ich weiß nur, dass Tiny sie erwürgte ...«

»Tiny allein? Hat ihm nicht Elvira dabei geholfen?«

»O nein, was denkst du! Elvira war es zwar, die uns stets das Geld von der törichten Marie verschaffte, hat das Letzte besorgt. Er allein hatte ja auch die Kräfte und die Ursache dazu!«

»Wieso? Ursache hätte keiner von euch dazu, sollte ich meinen! Und keiner hat auch den Auftrag dazu erhalten.«

Lovell lachte spöttisch auf.

»So – pfeifst du jetzt aus dem Loch? Das ist dumm von dir, Ellen! Du hast es deutlich genug ausgesprochen, dass du froh und dankbar wärst, wenn Lord Mal...«

»Still! Sprich keine Namen aus! Man kann niemals wissen, ob nicht doch Lauscher in der Nähe sind.«

Und Ellen öffnete ihre Tür und steckte den Kopf in den Gang hinaus. Da sie aber dort alles still und leer fand, zog sie sich beruhigt wieder zurück.

»Ich will dir ein für alle Mal meine Meinung sagen«, sprach sie mit harter Stimme. »Ich leugne nicht, dass ich Mary gehasst habe ..., wie sollte ich nicht, da sie mir den Geliebten geraubt

hatte – Henry war mein, bevor er sich in Mary Tamanio vernarrte! Diese blonde Heuchlerin nahm ihn mir fort – niemals habe ich das vergessen und verwunden. Hätte sie ihn nicht gefangen, so würde er mich geheiratet haben!«

Finster blitzten noch in der Erinnerung an jene vergangenen Zeiten Ellens Augen. Lovell streichelte ihre Wangen und sprach: »Denke doch nicht mehr daran, Kindchen! Du bist sie ja nun los ...«

»Und denkst du, ich würde je mein Ziel erreichen? Ich sage dir, ich bin ferner als je davon – vorhin erst erhielt ich einen Brief von Henry, in dem er mir ganz gelassen mitteilt, dass er jetzt nicht für mich zu haben sei! Und dabei muss doch dieser Mann überzeugt von der Untreue seiner Frau sein! Die Briefe ...«

Lovell lachte laut auf.

»Ja, diese Briefe!« rief er. »Sie waren genug, um jedem Mann den Kopf heiß zu machen!«

Auch Ellen lachte, es war ein wahrhaft dämonisches, leises Lachen, mit dem sie murmelte: »Waren sie etwa nicht echt, die Briefe?«

»Wer sagt das? Natürlich waren sie echt!«

Und beide lachten nun zusammen, sodass der Lauscher in dem kleinen Kabinett am liebsten hineingestürzt wäre und den beiden an den Hals zu springen.

Er verhielt sich indessen mit angehaltenem Atem still, in der Hoffnung, dass er nun gleich die Lösung des Briefrätsels hören werde.

Darin täuschte er sich.

Ellen fuhr plötzlich in die Höhe und rief: »In deinem Zimmer rührt sich etwas. Ist vielleicht Elvira drinnen?«

Lovell sah nach und kehrte dann zurück.

»Du hast dich geirrt, niemand ist dort, Elvira schläft wohl noch. Sie ist so selig über ihre Perlen gewesen. Du weißt, sie waren der versprochene Lohn für die letzte Abzapfung, die sie an Lady Mary vornehmen sollte und auch wirklich vorgenommen hat.«

»Bah, Elvira ist ebenfalls furchtbar dumm!«, rief Ellen verächtlich. »Sie hätte ja mit dem ganzen Geld durchbrennen können, anstatt es euch auszuliefern! Und stattdessen begnügt sie sich mit einer Perlenschnur! Übrigens, wie ich dich kenne, mein Lieber, wirst du deine Kasse nicht allzu sehr angestrengt haben, he?«

Bei diesen Worten nahm sie Lovell beim Kinn und hob sein Gesicht in die Höhe.

»Nein, du kluges, entzückendes Wunderweib!« rief er. »Das habe ich allerdings nicht getan, was soll Elvira mit echten Perlen, von denen sie doch nichts versteht! Auf deinen königlichen Nacken allein gehören solche ...«

Er konnte nicht weiterreden.

Ein Wutschrei erscholl aus dem anderen Zimmer, und Elvira, die sich dort hinter einem Vorhang verborgen gehalten hatte, stürzte wie eine Wahnsinnige herein.

Ihre Haare umflatterten sie, sie trug ein loses Gewand, mit dem sie sich offenbar eben erst aus dem Bett erhoben hatte, und ihr Gesicht war entstellt von rasendem Zorn.

»Schuft!«, schrie sie, indem sie mit erhobenen Fäusten auf Lovell zustürzte. »Ich habe alles gehört. Infamer Betrüger, elender Verräter – das sollst du büßen!«

In ihrer blinden Wut verwickelte sie sich in eine Falte ihres Gewandes und stolperte darüber.

Das war Lovells Glück.

Er flüchtete – in diesem Augenblick nichts weniger als ein

Held – aus dem Zimmer auf den Gang hinaus.

Elvira, besinnungslos vor Rachedurst, folgte ihm, und Ellen benutzte den Augenblick, um ihre beiden Türen fest zu verriegeln und zu verschließen.

Dann sank sie halb erschrocken und halb lachend auf einen Stuhl und rief: »O weh, Lovell, wie wird es dir jetzt ergehen!«

Dasselbe dachte auch Sherlock Holmes in seinem Versteck. Und da er für den Augenblick hier nicht mehr erspähen konnte, so verließ er das Kabinett und kam gerade in dem Moment auf den Gang hinaus, in welchem Elvira vergebens versuchte, Einlass in Nummer 27 zu bekommen.

Lovell hatte sein schützendes Zimmer erreicht und es ebenfalls von innen verschlossen, natürlich auch gegen Elviras Zimmer hin.

Diese, die in ihrem sonderbaren Aufzug nicht länger im Gang verweilen konnte, musste wohl oder übel ihr eigenes Gemach aufsuchen, und man hörte draußen, wie sie vergeblich gegen Lovells Tür klopfte und schließlich donnerte.

»So!«, murmelte Sherlock Holmes. »Dies ist das Beste, was mir begeben konnte! Jetzt sind die Gauner unter sich entzweit, und mein Weizen blüht! Wenn mich nicht alles täuscht, so wird der tapfere Lovell nun so schleunig wie möglich die Flucht ergreifen. Ihm soll Harry folgen, und inzwischen werde ich die beiden *Damen* im Auge behalten. Vielleicht gelingt es mir, durch sie auf die Spur jenes Tiny zu kommen, von dem ich nun bestimmt weiß, dass er allein der Mörder war. Und vielleicht findet man dann endlich auch eine Spur von dem so unbegreiflich verschwundenen Peter!«

7. Kapitel

Artistenkneipen

Mr. Lovell befand sich in einer bösen Klemme. Die wütende Frau in dem Zimmer neben dem seinen fuhr fort zu rasen, so dass er schließlich hineinrief: »Wenn du noch weiter Lärm machst, Elvira, so wird Sherlock Holmes bald genug zur Stelle sein und dich besser zum Schweigen bringen!«

Eine Flut von Schimpfworten war die Antwort.

Elvira vergaß in ihrer verletzten Eitelkeit jeden noch so oberflächlichen Bildungsfirnis und hätte ihrem Zorn noch weiter in dieser bei Migräne so beliebten Form Luft gemacht, wenn nicht Ellen, bis zu der ihre kreischende Stimme drang, sich ein Herz gefasst hätte und über den Gang bis zu ihrer Tür gekommen wäre.

Sie klopfte und trat, da ihr Klopfen überhört wurde, ein.

Der eben nun vorübergehende Zimmerkellner bemerkte, dass sie in ihrer Hand ein blitzendes Etwas trug, was sehr nach einem Revolver aussah.

»Bravo!«, dachte er. »Sie wird dieses keifende Geschöpf wenigstens zur Ruhe bringen.«

Wirklich hörte Elvira, als sie Ellen mit der Waffe in der Hand eintreten sah, sofort mit Schimpfen auf. Die Überraschung verschloss ihr vielleicht nur augenblicklich den Mund; aber Ellen trat mit gespanntem Hahn vor sie hin.

»Schweige augenblicklich mit deinem wahnsinnigen Geschrei!«, zischte sie. »Du weißt, ich fackele nicht lange, wenn du nicht still bist, so schieße ich dich nieder.«

Elvira zog sich zitternd und schweigend von Lovells Tür zurück.

»Sagte ich nicht schon vorhin, wie dumm du bist?«, fuhr Ellen höhnisch fort. »Du beweist es nur von Neuem – aus lauter Wut, weil dir Lovell keine Perlen gekauft hat, benimmst du dich wie eine Verrückte! Warum sahst du dich nicht besser vor? Warum behieltest du von dem Geld, das du der Lady abnahmst, nicht gleich so viel, dass du dir selbst Perlen genug kaufen konntest?«

»Weil ich ehrlich war!«, fuhr Elvira auf. »Wir hatten redlich geteilt, Lovell, Tiny und ich, und ich sollte für all meine Mühe nun diese Perlen geschenkt bekommen. Ich war dumm, dass ich euch Gaunern traute!«

»Keine Schimpfworte!«, warnte Ellen, die immer noch den Revolver in der ausgestreckten Rechten hielt. »Du kannst denken, was du willst, aber du darfst es nicht sagen. Übrigens beruhige dich – ich werde dafür sorgen, dass dir noch dein Recht werden soll – du kannst echte Perlen haben – suche dir von meinen aus, welche du willst – ich mache mir nichts aus dem Zeug.«

»Ich danke!«, rief Elvira giftig, »ich will nichts von dir haben! Mit euch bin ich fertig – ich weiß, was ich zu tun habe.«

»Höre!«, sprach Ellen in leisem, aber gefährlich klingendem Ton, »ich warne dich! Solltest du es dir etwa einfallen lassen, auch nur das Geringste zu verraten, so ist es aus mit dir!«

Elvira erwiderte nichts. Ellen schien auch keine Antwort zu erwarten, denn sie fuhr in kaltem Ton fort: »Ich werde noch heute das Nähere über diese ganze Angelegenheit hören. Du hast nur zu tun, was ich von dir verlange, und du hast dich nach wie vor meinen Wünschen zu fügen.«

Elvira knirschte stumm mit den Zähnen.

»O, du brauchst durchaus nicht so außer dir zu sein«, sprach Ellen weiter. »Ich dünkte, du hättest ebenso wie die andern

recht gute Geschäfte durch mich gemacht. Soll ich dir vorrechnen, wieviel du der ... der Dame abgenommen hast, seit ich ihre Vergangenheit entdeckte?«

»Du brauchst mir nichts vorzurechnen – ich weiß so gut wie du, dass alles das nur den einen Zweck hatte, den Lord mit seiner Frau zu entzweien, damit er frei wurde und du ihn heiraten konntest – hahaha – darin hast du dich freilich verrechnet! Er ließ sich nicht scheiden. Ja, er sagte seiner Frau kaum etwas davon, dass er hinter ihre Schliche gekommen sei!«

»Woher weißt du das so genau?«

»Weil es Mary mir sonst gesagt oder wenigstens angedeutet hätte. Ich besuchte sie, so oft ihr Gatte verreist war, – und jedes Mal sah ich von Neuem, wie verliebt der Gute nach wie vor in seine Frau war!«

Elviras Stimme bebte vor verhaltener Bosheit.

Ellen gab nicht acht auf sie. Sie fuhr in ihrem schroffen, befehlenden Ton zu sprechen fort:

»Wo befindet sich Tiny?«

»Das lass dir von Lovell erzählen!«, trotzte Elvira.

Die andere zuckte die Achseln.

»Ich werde dir einige Stunden Zeit lassen«, sagte sie, »dich zu besinnen. Lege dich noch einmal in dein Bett und schlafe deine alberne Wut aus – jedenfalls wirst du das Zimmer nicht eher verlassen.«

Bei diesen Worten wandte sie sich der Tür zu, die sie, nachdem sie auf den Gang getreten war, von außen verschloss.

Den Schlüssel zog sie ab und steckte ihn in ihre Tasche.

Da auch nun wieder der Zimmerkellner vorbeikam, warf sie ihm nachlässig die Worte zu: »Miss Elvira fühlt sich nicht ganz wohl – sie leidet – zeitweise an Krampfanfällen und muss dann ganz einfach eingesperrt werden. Ich habe den Schlüssel – bit-

te, achten Sie nicht darauf, falls sie Lärm machen sollte.«

Bei diesen Worten glitt ein Goldstück in Sherlock Holmes' Hand. Er verbeugte sich tief und dankte devot.

Eine Viertelstunde später verließ Mr. Lovell das Welthotel.

Er hatte kein großes Gepäck mitgebracht und fuhr nun mit seinen Handkoffern zur Waterloo Station.

In einer zweiten Droschke folgte ihm Sherlock Holmes, nachdem er Harry einen Wink gegeben hatte.

Wieder war sein Aussehen verändert; er glich nun einem etwas heruntergekommenen Gentleman, der seine Lage mit Nichtstun verbringt und sich auf Straßen und in Lokalen bummelnd herumtreibt.

Ganz richtig hatte er gemutmaßt, dass Lovell nicht die Stadt verlassen werde, ohne noch vorher mit seinen Kumpanen gesprochen zu haben. Der *Graf* oder der sehnlichst gesuchte *Tiny* – welchen von beiden würde er jetzt zu sehen bekommen?

Lovell stellte sein Handgepäck auf dem Bahnhof ein und fuhr zunächst zur Victoria Station.

Hier stieg er aus und wanderte durch eine ganze Kette von Straßen, bis er in ein wenig angenehmes Viertel kam, das auf den ersten Blick lediglich aus Kneipen zu bestehen schien.

In einer Bar hielt er Einkehr, und hier schien man ihn gut zu kennen. Sofort mischte ihm die zweifelhafte Mamsell hinter dem Schanktisch seinen gewohnten Trank und fragte ihn vertraulich: »Nun, Freundchen? Wo haben Sie denn solange gesteckt?«

Mürrisch erwiderte Lovell: »War der Graf schon hier?«

»Der Kleine? Nein, heute noch nicht – er sagte aber gestern, dass er sich heute hier mit Ihnen treffen wollte.«

»Der Schwätzer!«, murmelte Lovell.

All seine gute Laune schien verschwunden zu sein, seit er so

schmählich vor Elvira geflüchtet war.

Oder gab es noch etwas anderes, was ihm die Stimmung verderb?

Sherlock Holmes, der in seiner Nähe Platz genommen hatte, sah, wie er eine Weile vor sich hin stierte; dann stand er plötzlich auf und ging an die Kleiderhaken, die seitwärts in langer Reihe angebracht waren.

Hier hängte er seinen Hut auf – es dauerte ziemlich lange, bis er mit diesem einfachen Geschäft fertig war – um dann plötzlich wieder anderen Sinnes zu werden und den Hut wieder herunterzunehmen.

»Wenn der Graf kommt«, sagte er zu der Schankmamsell, »so bestellen Sie ihm, bitte, er möchte an der Brücke auf mich warten; ich hätte keine Zeit mehr gehabt.«

Er verließ das Lokal und Sherlock Holmes blieb sitzen. Er konnte das ganz ruhig tun, denn draußen auf der Straße hatte er längst Harry bemerkt, der, als Botenjunge verkleidet, auf der Lauer lag.

»Braver Junge«, murmelte der Detektiv, »er macht seine Sache bald ebenso gut wie ich. Nur die eigenen Ideen mangeln ihm noch; aber die kommen erst, wenn man lange Jahre das Handwerk ausgeübt hat ...«

Während er so dachte, näherte auch er sich den Kleiderhaken, wo vorher Lovell sich zu schaffen gemacht hatte. Und seine scharfen Augen entdeckten mit Bleistift auf die Wand hinter den Haken gekritzelt die Zeichen: 12.P.W.!!

Das war eine höchst rätselhafte Inschrift – für andere Augen als die des Detektivs.

Er wusste, dass die letzten zwei Ausrufezeichen nichts anderes bedeuteten als eine Warnung. Es hieß ungefähr: »Passt auf, man ist hinter uns her!« Ein ganz übliches Zeichen unter den

Londoner Gaunern.

Was aber bedeutete P. W.?

»Vielleicht bedeutet es *Peter*, dachte Sherlock Holmes, »es ist immerhin möglich – wenn ich mir auch anderseits nichts von meinen eigenen Mutmaßungen weismachen lassen will; es kommt vor, dass man sich auf eine falsche Fährte locken lässt, nur weil man sich in irgendeine Annahme verrannt hat. Jedenfalls will ich hier warten, bis der *Graf*, der natürlich nichts weniger als ein Edelmann ist, erscheint.«

Sherlock Holmes hatte das Schankmädchen, das ebenso abstoßend und gewöhnlich war wie die meisten ihrer Klasse, nicht weiter beachtet. In dem Lokal waren nur wenige Gäste anwesend, und von diesen war ihm keiner bekannt.

Er ahnte nicht, dass er selbst umso besser einem von ihnen bekannt war, und dass dieser eine ihn trotz, seiner vorzüglichen Kleidung erkannte.

Neben dem eigentlichen Gastzimmer befand sich eine kleine Garderobe für das Schankmädchen; von diesem schmalen und dunklen Raum aus konnte man aber in den Hausflur und von da auf die Straße gelangen.

Hinter der verhangenen Glasscheibe stand ein Mann und blickte unbemerkt in den Laden hinein: Dies war der *Graf*, den draußen der Detektiv vergeblich erwartete.

Als dieser ihm den Rücken zuwandte, bewegte der Mann die Gardine – die Schankmamsell begab sich in die Kammer.

»Weißt du, wer das da draußen ist?«, fragte er sie.

»Nein, ich weiß es nicht. Er kam vorhin, bald nachdem Lovell gekommen war, und seitdem stänkert er so herum. Kennst du ihn denn?«

Der Mann bückte sich dicht an ihr Ohr und raunte: »Sherlock Holmes.«

Sie fuhr zusammen und starrte ihn an.

»Was sucht denn der hier? Hat einer von euch etwas mit der Malcolmsache zu tun?«

»Würden wir es dir auf die Nase binden, wenn es der Fall wäre? Übrigens kann ich hier nicht noch eine Stunde in dem Loch sitzen – hat Lovell nichts für mich hinterlassen?«

»Er wird dir wohl etwas an die Wand gekritzelt haben – ich sah ihn hingehen. Der Fremde hörte, dass er nach dir fragte.«

»Dann müssen wir den Kerl dort hinausbringen. Sage ihm in einer Weile, dass ... nein, sage ihm gar nichts; ich werde einen Jungen schicken.«

Das Schankfräulein ging wieder hinter ihren Ladentisch zurück, und Sherlock Holmes vertiefte sich scheinbar in eine Zeitung. Da kam von der Straße herein ein zerlumpter, kleiner Junge, marschierte an den Schanktisch und krächte: »Der Graf lässt Ihnen sagen, Sie möchten seinen Leuten bestellen, dass er nicht kommen könnte.«

»Warum nicht?«, fragte das Mädchen, »wo ist er denn?«

»Er fuhr bei uns drüben in einem Hamson vor und schenkte mir einen Penny. Verdammt eilig hatte er es.«

Dann schlenderte der Knirps wieder auf die Straße hinaus.

Zwei Minuten später war Sherlock Holmes verschwunden, und wieder zwei Minuten später betrat der *Graf* durch die große Tür den Schankraum.

Er nickte dem Mädchen an der Bar nachlässig zu und ging dann zu dem Kleiderhaken, wo die Botschaft stand.

Sie musste etwas Eiliges bedeuten, denn ohne sich auch nur einen Augenblick aufzuhalten, ging der Mann wieder hinaus. Sein Gesicht war erblasst, und seine Augen flirrten unruhig umher.

Der Buchstabe *W* in der Botschaft bedeutete, dass er sich so-

fort in seine Stammkneipe begeben solle, die von einem gewissen Watler gehalten wurde. Das *P* hieß nur, höchste Eile sei notwendig.

In dieser Kneipe verkehrten lediglich Artisten aller Gattungen, und es war keine von den ganz üblen Sorten von Schnapshöhlen, wie sie London so viele aufweist.

Wenn Lovell, der in dieser Kneipe auf den Grafen wartete, geahnt hätte, dass er längst von Harry Taxon beobachtet und verfolgt wurde, so würde er sich weniger heiter unterhalten haben. Er saß nämlich in einer Ecke des Zimmers zusammen mit mehreren *starken Männern* und Clowns, die er traktierte, wobei er unaufhörlich prahlerische Geschichten von seinen Erfolgen auf allen möglichen Spezialitätenbühnen zum Besten gab. Das Prahlen war eine unbezwingliche Schwäche von ihm, und seine Kollegen kannten sie und benutzten dieselbe, um ihm zu schmeicheln und ihn zu immer freigebigeren Spenden zu veranlassen.

»Ich sage euch, Kinder«, rief Lovell jetzt aus, »ich werde heute noch eine Tour nach und durch Frankreich antreten, bei der ich so enorme Gagen bekomme, dass ich wie ein großer Lord reisen, nur erster Klasse fahren und die teuersten Hotels benutzen kann.«

Ein schmalschulteriger, heruntergekommen aussehender Jüngling, der kein anderer als Harry Taxon war, beugte sich zu der Kellnerin: »Was ist denn dieser elegante Herr, der da fortwährend Wein spendiert?«

»Er ist Luftflieger – Trapezkünstler – tritt unter dem Namen *Adlerkönig* auf.«

»Ah! Und der Kleine neben ihm?«

»Das ist ein Mädchen – sie kann noch nicht viel – aber Sie sind wohl fremd hier? Kennen Sie denn keinen von unseren

Gästen?«

Harry machte ein wehleidiges Gesicht.

»Nein, ich kenne noch niemand, aber ich möchte für mein Leben gern zur Zunft übergehen, deshalb bin ich von zu Hause fortgelaufen, und doch erscheint es nicht leicht zu sein, auch nur als Lehrling angenommen zu werden.«

»Warten Sie nur noch ein halbes oder ganzes Stündchen«, sagte die Kellnerin gutmütig, »es kommen noch viel mehr solcher Herren her. Vielleicht nimmt Sie einer auf – ich will mal nachher ein gutes Wort für Sie einlegen.«

Harry nickte und setzte sich dichter an den Tisch heran, wo Lovell das große Wort führte.

»Kinder«, rief einer von den Artisten, »ich habe vorhin Tiny gesehen – Himmeldonnerwetter, sieht der Kerl schlecht aus!«

»Tiny sieht schlecht aus?«, rief man im Chor. »Dann muss etwas Besonderes mit ihm los sein – einen vergnügteren Kameraden kann man sich doch sonst suchen.« Lovell schwieg ausnahmsweise eine Minute. Er sah fortwährend nach der Tür – offenbar wartete er nur noch auf den Grafen, um sich dann entfernen und seine *Flucht* vor Elvira fortsetzen zu können.

Endlich erschien der Erwartete. Aber der Graf hatte sich in den letzten Stunden auffallend verändert. Er war nun bartlos, und gestern noch hatte er einen flotten, blonden Schnurrbart getragen ...

Harry Taxon schüttelte unmerklich den Kopf über einen Gedanken, der ihm soeben kam – sollte es möglich sein, dass dieser Schnurrbart falsch gewesen, und dass Sherlock Holmes, der so dicht in derselben Theaterloge mit dem Grafen gesessen, dies nicht bemerkt hatte?

Dröhnendes Gelächter empfing den Ankömmling.

»Hallo, Kleiner! Heute hat er einmal wieder sein Weiberge-

sicht! Steht dir der Schnurrbart nicht mehr, Hänschen? Tiny, Tiny – deine Erfindungen scheinen dir nicht die erwarteten Kapitalien gebracht zu haben! Aber rosa Backen hat er doch wieder! Hurra, Kleines, – sollst leben, prosit!«

So schwirrten und klangen die Stimmen durcheinander. Harry Taron schlug das Herz unbändig.

Tiny, englischer Ausdruck für klein, winzig, war zwar ein ziemlich gewöhnlicher Spitzname, aber diesmal konnte doch kaum ein Zweifel darüber herrschen, dass der Graf und der oft genannte Tiny derselbe sein musste.

»Mein Gott, wie soll ich nun bloß den Meister herkriegeln!«, dachte Harry ganz verzweifelt. »Hier sitzt die ganze Bande beisammen, und ich kann nicht einen von ihnen verhaften lassen, wenn nicht Sherlock Holmes auftaucht!«

Der Graf, der trotz seiner rosa Schminke recht verfallen aussah, trat an den Tisch heran und zog seine Uhr.

»Zwölf Uhr!« sagte er. »Lovell, du hast mich um 12 Uhr herbestellt – was hast du mir zu sagen?«

Ein bedeutsamer Blick flog von Lovell zu ihm hin. Unmöglich konnte er in Gegenwart aller dieser neugierigen Menschen sagen, was er auf dem Kerzen hatte.

»Setze dich her und trinke einen Schluck«, sprach er, »wir haben noch Zeit, eine Viertelstunde später unsere Geschäfte zu besprechen.«

»Nein, nein«, rief der kleine Herr ungeduldig, »ich habe keine Minute Zeit. Komm in das Nebenzimmer – rasch – mein Wagen wartet draußen.«

»Gut denn, wie du willst. Adieu, Ihr Herren, wir sehen uns nachher wohl noch ...«

Er verschwand mit seinem Freund in einem Nebenzimmer.

Harry ging auf die Straße hinaus und stürzte sich in die

nächste Droschke. Punkt zwölf Uhr konnte er seinen Meister vor dem Tabakladen treffen, wo sie ein für alle Mal ihre Stelldicheins verabredet hatten, falls nichts anderes bestimmt war. Die Droschke jagte dahin.

»Mr. Holmes schon hier gewesen?«, fragte Harry den Verkäufer, zu dem er wie ein abgeschossenes Projektil in den Laden gestürzt war.

»Noch nicht, Mr. Taxon, soll ich ihm etwas bestellen?«

»Etwas höchst Eiliges sogar! Melden Sie ihm – Gott sei Dank! Da kommt er selbst?«

Sherlock Holmes kam soeben in den Laden herein.

»So aufgeregt, Harry?«, sagte er ruhig, indem er sich seine gewohnte Marke Tabak geben ließ. »Du hast wohl unseren gesuchten Halunken gefunden?«

»In der Tat, ich glaube, ich habe ihn! Kommen Sie rasch mit nach Watlers Kneipe, Mr. Holmes. Lovell und der Graf sind dort.«

»So? Ach, was du sagst! Nun, sie werden auch wohl dortbleiben, denke ich.«

Bei diesen Worten paffte Sherlock Holmes ganz gemütlich seine geliebte Pfeife an und sah dann lächelnd seinem Gehilfen in die Augen.

»Was meinen Sie damit?«, stieß dieser heraus. »Die Leute können schon wieder fort sein, wenn wir hinkommen.«

»Hm! Hast du nicht die drei dicken Matrosen bemerkt, die bei Watler Grog tranken?«

»Ja – waren das Leute von Ihnen?«

»Von der Polizei – natürlich von mir hingeschickt. Harry, mein Sohn, seit vorgestern, seit ich den Verdacht auf Lovell und Elvira hatte, habe ich selbstverständlich diese vielbesuchte Artistenkneipe bewachen lassen. Ich dachte es mir, dass die

Vögel früher oder später dort einkehren würden! Hinein sind sie gekommen – hinaus sollen sie nicht – das heißt: nicht ohne Begleitung.«

Ganz gelassen nickte hierauf der große Kriminalist dem Verkäufer zu, nahm Harry beim Ärmel und trat mit ihm auf die Straße.

»Höre zu, mein Sohn. Lovell und der Graf werden zur richtigen Zeit festgenommen werden. Aber das nützt gar nichts, wenn wir es ungeschickt machen. Wenn wir sie überführen wollen, so müssen wir erst das Netz unserer Beweise fest schließen können. Mir fehlen noch eine oder zwei Maschen dazu. Vor allem fehlt mir etwas Schriftliches.«

Harry sah verwirrt zu seinem Meister empor.

»Ich begreife nicht«, murmelte er.

»Höre zu, Harry«, sprach Sherlock Holmes, indem er seine künstliche Ruhe fahren und seine innere Aufregung durchblicken ließ. »Ich muss jetzt in das Welthotel und werde dort mit einer Dame eine sehr wichtige Unterredung haben – unterdessen musst du dafür sorgen, dass Lovell und der Graf ...«

»Der Graf!«, unterbrach ihn Harry. »Das Tollste ist, dass der Mensch gestern einen falschen Schnurrbart getragen haben muss, ohne dass Sie es bemerkten.«

»Warum *muss* er das? Kann er nicht einen echten gehabt und sich heute früh rasiert haben?«

»Aber – sagten Sie nicht, der Mann, welcher in der Droschke zu Lady Malcolm gefahren ist – der Mann, welcher die Häckselspur an den Füßen trug – sei bartlos gewesen?«

»Ja, der Kutscher sagte es.«

»Nun, und der Graf wurde *Tiny* von allen angesprochen!«

»Ein Zufall, Harry, weiter nichts.«

Harry sah verdutzt in das lebhaft bewegte Gesicht seines

Lehrmeisters.

»Daraus kannst du wieder einmal sehen, wie unendlich leicht man sich täuschen lässt! Ich selbst wäre gewiss auch wie du zu der Schlussfolgerung gelangt, dass der Graf und der Mörder Tiny ein und dieselbe Person sind – wenn ich nicht ein unfehlbares Merkmal an dem Opernabend vergeblich bei diesem Grafen gesucht hätte.«

»Ah – die ungleichen Hände?«

»Die ungleichen, und vor allem die zarten, kleinen Hände, jawohl. Dieser Graf hat, wie ich beim Essen sah, breite Finger mit ungewöhnlich langen und breiten Nägeln. Hätte er die Lady erdrosselt, so würde man die Nägelmale am Hals der Leiche gesehen haben, und seine hässlichen Krallen wären auch wohl nicht so gut gepflegt und unberührt geblieben. Außerdem hörte ich, wie sich Elvira bei ihm nach diesem *Tiny* erkundigte. Dieser Herr Graf hat ein höchst unschuldig aussehendes Gewerbe; er ist Erfinder von Haarwuchs- und anderen Schönheitsmitteln, außerdem aber ist er natürlich bei diesem Verbrechen irgendwie beteiligt. Ich nehme an, dass eine ganze Bande von habgierigen und gemeinen Leuten die arme Lady ausgesogen hat – all das werde ich, wie ich glaube, noch heute herausbekommen.«

»Sie scheinen zaubern zu können, Mr. Holmes!«

»O nein – ich habe nur eine Hilfe in Aussicht, welche mir eifriger in die Hände arbeiten wird als irgend sonst jemand in der Welt.«

»Und was für eine Hilfe ist das?«

»Eine rachsüchtige Frau, mein Sohn. Wozu ein solches imstande ist, das weißt du bis heute noch nicht, Du wirst es aber hoffentlich jetzt erleben.«

Mit diesen Worten trennte er sich von Harry und eilte auf

dem kürzesten Weg zum Welthotel zurück.

8. Kapitel

Drei Zeilen

Im Welthotel war seit den Stunden, die Sherlock Holmes anderwärts zugebracht hatte, nichts von Bedeutung vorgefallen. Miss Ellen Brewer hatte sich nach ihrem energischen Vorgehen gegen Elvira in ihrem Zimmer aufgehalten und dort weder Besuche noch Briefe empfangen.

Dagegen hatte sie einen geschrieben.

Sie übergab ihn dem Stubenmädchen mit der Weisung, ihn sofort in den Kasten zu werfen. Stattdessen wanderte der Brief, den strengen Anordnungen Sherlock Holmes zufolge, in das Büro, wo ihn der Detektiv in Empfang nahm.

Dieselbe Prozedur wie mit dem Schreiben des Lords wurde auch mit diesem Brief vorgenommen. Es stand nichts weiter darin als eine kühle, förmliche Beileidsbezeugung und als Nachschrift die Mitteilung, dass Ellen *natürlich* so lange in London bleiben werde, bis der Lord wieder für sie zu sprechen sein werde.

Etwas enttäuscht schloss Sherlock Holmes den Brief und begab sich hinauf in das obere Stockwerk.

Wieder als Zimmerkellner zurecht gemacht, wartete er, bis sich die schöne Ellen melden werde.

Dies geschah gegen 2 Uhr. Da klingelte sie und verlangte ein warmes Frühstück auf ihrem Zimmer serviert.

»Hat Baron Ballières noch nicht nach mir gefragt?«, fragte sie den Kellner.

»Bis jetzt noch nicht, gnädiges Fräulein. Aber die Dame auf Nummer 28 hat geschellt und verlangt, herausgelassen zu werden.«

»Wenn ich gegessen habe, werde ich ihr gehen. Bis dahin muss sie sich noch gedulden – ich werde nachher den Arzt zu ihr schicken, für den Fall, dass ihr Anfall sich wiederholen sollte.«

In aller Seelenruhe nahm darauf Ellen ihr ausgewähltes Frühstück ein, wobei der geschickte Zimmerkellner sie zu ihrer Zufriedenheit bediente. Als er gerade die süße Speise bringen wollte, übergab ihm auf dem Gang ein Page ein Briefchen, das soeben für Miss Brewer abgegeben worden war.

Schnell schlüpfte Sherlock Holmes damit in sein Zimmer und öffnete es.

Wie erstarrt blickte er auf das weiße Blatt nieder, das nur drei Zeilen enthielt. Diese lauteten:

Ich kann nicht kommen, wage mich nicht aus dem Bau. Sherlock Holmes ist uns auf der Spur, er ist vorhin hinter Lovell her im Bar gewesen. Passt auf!

Die Handschrift war genau dieselbe wie in den Briefen an Lady Mary.

Er schloss das Kuvert wieder und ging hinunter zu dem Page.

»Wer hat den Brief für Miss Brewer gebracht?«

»Ein gewöhnlicher Dienstmann.«

»Wie sah er aus?«

»Er hatte einen rötlichen Vollbart und die Nummer war 4000 und etwas. Ich weiß sie nicht genau.«

»Schon genug, dass Sie dies wenigstens wussten!«, murmelte

Sherlock Holmes. Und er begab sich in das Kontor und telefonierte dort einige Minuten mit verschiedenen Leuten.

»So!«, sagte er, als er herauskam. »Diesen Dienstmann Nummer viertausend und etwas werden wir in einer Stunde näher kennen. Gott sei Dank, meine Angelegenheiten laufen endlich in gutem Tempo. Es war Zeit – ich fing schon an zu zweifeln, ob ich diesmal imstande sein würde, die Schurken zu entlarven!«

Den Brief mit den drei Zeilen erhielt Miss Brewer in aller Ordnung. Und er hatte die Wirkung, dass sie sich sofort anzog und für einen Ausgang bereit machte.

Bevor sie fortging, begab sie sich zu Elvira hinein, und diesmal hatte sie keinen Revolver in der Hand.«

»Hast du dich jetzt beruhigt?«, hörte sie der Detektiv sagen. »Ich hoffe, du hast eingesehen, dass du zuallererst an den Galgen kommst, wenn es dir einfällt, etwas gegen Lovell zu unternehmen.«

Elvira saß am Tisch, hatte den Kopf auf die Hände gelegt, so dass Ellen ihren Gesichtsausdruck nicht beobachten konnte, und antwortete nicht.

Mit gedämpfter Stimme sprach Ellen weiter: »Ich muss jetzt ausgehen – es scheint, dass die Jungen in eine Klemme geraten sind. Vermutlich wird doch Lovell bald zurückkommen – sei dann vernünftig zu ihm und vergib ihm seinen Geiz – du weißt ja, er kann nichts dafür, dass er ein so widerwärtiger Filz ist! Ich werde dafür sorgen, dass du den Löwenanteil an den Geldern bekommst – du hast sie verdient, und sie sollen dir nicht entgehen.«

Bei diesen Worten rauschte Miss Brewer aus dem Zimmer, ganz überzeugt, dass sie ihre Gegnerin endgültig besiegt habe.

Kaum indessen hatte sie das Zimmer verlassen, als Elvira

aufsprang und klingelte.

Dem eintretenden Kellner rief sie herrisch zu: »Besorgen Sie mir etwas zu essen – schnell! Und dann werde ich dieses Hotel verlassen, in dem man seines Lebens nicht sicher ist! Ich werde mich beschweren – ich werde ...«

»Beruhigen Sie sich, Miss«, sagte der Kellner, »wir sind ganz Ihrer Meinung. Selbstverständlich war es unerhört, dass Miss Brewer den Schlüssel abzog. Jetzt will ich Ihnen vor allem eine gute Mahlzeit bringen.«

»Leute, die Hunger haben, sind unbrauchbar zu jedem Gespräch«, philosophierte er, während er ein schönes Diner aus der Küche heraufkommen ließ. »Nach Tisch werde ich ein Wörtchen mit Miss Elvira zu reden haben.«

Elvira speiste ausgiebig. Der Appetit war ihr offenbar infolge ihrer Erregung nicht vergangen. Auch trank sie wacker Wein – ihre Kehle war so ausgepicht wie nur irgendeine ihrer männlichen Kollegen.

Als sie ihre Mahlzeit beendet hatte, trat Sherlock Holmes wieder bei ihr ein.

Elvira bemerkte zu ihrem Erstaunen, dass er die Tür hinter sich zuriegelte.

»Was tun Sie da?«, fragte sie scharf.

»Ich Sorge nur dafür, dass wir eine Weile ungestört bleiben. Sie werden gleich hören, was ich mit Ihnen zu besprechen habe. Zunächst muss ich Ihnen mitteilen, dass Sie sich in meiner Person irren – ich bin nicht Kellner, sondern – hier haben Sie meine Legitimationsmarke!«

Er zeigte seine Erkennungsmarke vor, und Elvira erblasste jäh.

»Was heißt das!«, stieß sie heiser heraus. »Sie sind von der Polizei – was wollen Sie von mir?«

»Bleiben Sie ganz ruhig, Miss Elvira – ich will zunächst nur einige Auskünfte von Ihnen. Damit Sie aber von vornherein wissen, dass ich Bescheid weiß, will ich Ihnen mitteilen, dass Sie von Lovell eine Schnur echter Perlen als Geschenk erhielten – als eine Art von Belohnung dafür, dass Sie Lady Mary Malcolm ausgeplündert und ihrem Mörder die Gelegenheit verschafft haben, seine schändliche Tat zu begehen.«

Elvira stieß einen wilden Schrei aus.

»Verraten!«, rief sie aus, indem sie die Hände rang, »ich bin elend verraten!«

Sie stürzte in eine Ecke des Zimmers und nahm dort einen Gegenstand, der unter einem Kleidungsstück verborgen lag, auf.

Im selben Augenblick hatte sich der Detektiv über sie geworfen, packte mit stählerner Kraft ihr Handgelenk und drehte es herum, sodass sie vor Schmerz aufschrie. Eine Pistole fiel zu Boden, und Sherlock Holmes hob sie mit der Linken auf.

»Danke!«, sagte er, indem er die Waffe einsteckte. »Ich hatte meinen Revolver eben nicht bei mir – jetzt bin ich wieder versehen. Damit Sie aber unsere Unterhaltung ruhiger führen, will ich Sie auf einen bequemen Platz bringen.«

Im Moment hatte er ihr Handschellen angelegt und zwang die laut Aufschreiende nun, sich in einen Lehnstuhl zu setzen, vor den er sich hinstellte.

»Lassen Sie mich gehen!«, schrie Elvira. »Es ist nicht wahr, dass ich schuld an dem Mord bin! Ich wusste nichts davon – ich werde es beweisen.«

»Das soll mir sehr recht sein! Dann sagen Sie mir, wer der Mörder gewesen ist.«

»Nein!«, fuhr Elvira auf. »Das werde ich nicht tun! Sie hätten mehr von mir hören können, wenn Sie mich sanfter behandelt

hätten; aber da Sie mich fesseln und mich wie eine Mörderin behandeln, werde ich gar nichts sagen.«

»Das wäre nur Ihr eigener Schade. Ich dachte, es würde Ihnen recht sein, wenn man Ihre Feinde, Miss Brewer und Mr. Lovell, festnähme. Aber wenn Sie nichts sagen wollen, so bleibt nichts übrig, als jene freizulassen und Sie einzustecken.«

Elvira zuckte zusammen.

Sie hatte einmal in ihrer frühen Jugend wegen eines kleinen Gedächtnisfehlers *sitzen* müssen. Damals hatte sie vergessen, etwas liegen zu lassen, was ihr nicht gehörte, und die Erinnerung an jenes Gefängnis steckte ihr noch wie etwas Furchtbares im Kopf.

Doch bei ihr bedurfte es immer einiger Zeit, bis sie ihren eigenen Vorteil einsah. Sie schwieg daher trotzig und presste die Lippen aufeinander, als wollte sie überhaupt kein Wort mehr hervorbringen.

Der Detektiv kannte diese Sorte von verstockten Gemütern, und er zog es vor, nun sein wahres Gesicht zu zeigen.

»Miss Elvira«, sagte er, »Sie haben vielleicht gehört, dass Sherlock Holmes sich mit dem Fall Malcolm beschäftigt. Er hat die Ehre, vor Ihnen zu stehen.«

»Sherlock Holmes!«

Schreckensbleich blickte Elvira ihn an. So mächtig wirkte der Klang seines Namens, dass sie sich schon verloren gab, da sie ihn nur hörte.

»Wollen Sie jetzt nicht Vernunft annehmen?«, sprach er in zuredendem Ton weiter. »Ich weiß, dass Sie es waren, die wiederholt große Summen von Lady Malcolm erpresste – Ellen Brewer war natürlich die geistige Urheberin dabei. Diese Miss Brewer, die Ihnen vorhin gedroht hat, Sie würden vor allen *an den Galgen* kommen, kennt das Gesetz nicht, oder sie wollte es

Ihnen absichtlich falsch darstellen. Ich garantiere Ihnen, dass Sie wenig – dass Sie vielleicht gar keine Strafe bekommen werden, wenn Sie uns die volle Wahrheit sagen. Es hängt nachher von Lord Malcolm ab, ob er Strafantrag gegen Sie stellen wird, wenn Sie die wahrhaft Schuldigen entlarven, so wird er Sie laufen lassen.«

Elvira zitterte an allen Gliedern.

»Ich bin unschuldig an dem Mord!«, wiederholte sie. »Ich sagte Mary, die ich von früher her kannte, nur, dass sie uns, die wir ihre Schande kannten, Geld geben müsse, wenn sie vor der Welt Lady Malcolm bleiben wolle ...«

»Was heißt das? Niemand konnte ihr den Titel einer Lady Malcolm nehmen! Sie war Lord Malcolms rechtmäßige Frau.«

»Das war sie nicht!«, schrie Elvira giftig. »Sie hatte sich heimlich verheiratet, als sie ein sechzehnjähriges Ding war. Und sie dachte, ihr Mann, der nach Australien durchgegangen und jahrelang verschollen war, sei tot. Das war er aber nicht! Er kam zurück, und Lord Malcolm war also nicht der rechtmäßige Gatte der schönen Mary.«

Großer Gott!, dachte Sherlock Holmes, da haben wir also die Erklärung für die Briefe!

Laut sagte er: »Das alles mag sein, aber es hat mit dem Mord gar nichts zu tun. Die Briefe, die der zurückgekommene Gatte an Lady Mary schrieb, waren also der Schraubstock, mit dem Sie die arme Frau fesselten?«

»Nicht nur Mary, sondern auch den Lord. Ihm hatte Ellen Brewer weisgemacht, die Briefe stammten von einem Liebhaber. Der Lord hat seine Frau, als er es entdeckte, ein einziges Mal zur Rede gestellt. Aber Mary sah ihm nur in die Augen und leugnete, dass sie je einen Liebhaber gehabt habe, von dem zurückgekehrten Gatten sagte sie ihm nichts, weil sie

fürchtete, Lord Malcolm zu verlieren. Sie liebte ihren Mann. Und sie wollte wohl auch lieber Lady Malcolm bleiben, als wieder die armselige Gattin eines verlumpten Athleten sein.«

»Ist dieser zurückgekehrte Gatte hier?«

»Ich weiß es nicht – habe ihn nie gesehen. Die Briefe, die ich ihr selbst überbrachte, wurden mir von Lovell ausgehändigt, und er wollte mir nie Näheres von jenem sagen.«

»Wer also hat den Mord begangen? War es der Gatte?«

Elvira presste die Lippen wieder zusammen und schwieg.

Sherlock Holmes zog die Uhr heraus und sprach gelassen: »Ich werde jetzt fortgehen, und Sie werden natürlich in einem anderen Zimmer warten, bis ich wiederkomme. Haben Sie sich inzwischen nicht besonnen, uns die Wahrheit zu sagen, so sind Sie verloren. Also denken Sie fleißig nach – ich gehe inzwischen in das Palais Malcolm.«

Er führte Elvira, die sich nicht sträuben konnte, in sein eigenes Zimmer, Nummer 29, und stellte einen seiner Leute als Wache vor die Tür, die er zum Überfluss abschloss.

»Falls Ellen Brewer zurückkommt«, sagte er, »so melden Sie ihr, Miss Elvira sei ausgegangen. Unter keinen Umständen lassen Sie Besuch oder eine Botschaft zu ihr.«

Anstatt direkt in das Palais Malcolm zu eilen, begab sich Sherlock Holmes zunächst zum Watler'schen Café.

Er fand es leer. Lovell und seine Genossen hatten das Lokal verlassen; er wusste aber, dass er um fünf Uhr in seiner Wohnung Bescheid über ihren Verbleib vorfinden werde.

Auf dem Weg zu Malcolm hielt er noch auf der Polizeistation an, mit der er vorhin telefonisch gesprochen hatte.

Der Dienstmann 4268 war schon dort und wartete ängstlich, was man von ihm wolle.

»Vortrefflich!«, rief der Detektiv aus, »Sie werden gleich wie-

der gehen können, mein Freund. Sagen Sie uns nur, wer Ihnen den Brief an Miss Brewer übergeben hat, den Sie im Welthotel ablieferen.«

»Ein kleiner, bartloser Herr gab ihn mir. Er lag im Bett, und ich musste den Brief aus seinen eigenen Händen entgegennehmen. Der Herr wohnt in der Regentstraße, in dem großen Basarhaus, welches zwei Ausgänge hat ...«

»Weiß schon, weiß schon! Wohnt dort in möbliertem Zimmer, zwei Treppen links, nicht wahr?«

Erstaunt bejahte dies der Dienstmann.

»Gut, Sie können wieder gehen!«, meinte Sherlock Holmes. »Und hier haben Sie eine gute Zigarre auf den Schreck, den Sie bekommen haben mögen.«

Die Hände reibend blickte der Detektiv den diensttuenden Kommissar an.

»Sehr dumm von dem Baron Ballières, sich bei dieser Zimmervermieterin einzulogieren! Dort hat man schon mehr als einen Galgenvogel ausgehoben – auch der noble Baron soll nicht lange darauf zu warten haben!«

Einige Beamte mit einem Haftbefehl wurden zu der soeben erhaltenen Adresse geschickt.

»Der ist besorgt und aufgehoben!«, murmelte Sherlock Holmes. »Ich ahne, dass die unglückliche Lady Mary das Opfer einer böartigen Intrige geworden ist. Die Handschrift des ehrsamten Barons war ein wenig zu verdächtig ...«

Eine Viertelstunde später stieg der Detektiv bei Lord Malcolm die Treppe empor.

Er fand den Hausherrn, bleich und verfallen aussehend, in seinem Arbeitszimmer, wo er unaufhörlich auf und ab ging.

Der Kammerdiener berichtete leise, dass der Lord seit vorgestern fast ununterbrochen in dieser Weise auf und ab gegangen

gen sei, dass er keine Stunde Schlaf gefunden habe, und dass er fortwährend leise vor sich hinspräche, was er früher niemals getan habe.

»Ich fürchte«, sprach der Mann bekümmert, »Mylord verliert den Verstand.«

»Das wollen wir nicht hoffen. Ich habe Nachrichten für ihn, die ihn aufrichten werden – melden Sie mich nur bei ihm an.«

Erwartungsvoll blickte ihm der Lord aus hohlen Augen entgegen.

»Haben Sie ihn gefunden?«, fragte er dumpf.

»Ich glaube, noch heute werden wir ihn haben.«

Die Augen des Lords leuchteten auf. Sherlock Hohnes hatte inzwischen Mühe, sich der Liebkosungen eines kleinen Hündchens zu erwehren, das bisher zusammengerollt auf einem Stuhl gelegen hatte. Es war Lady Marys kleiner Terrier, den man einen Tag ganz vergessen und endlich auf sein klägliches Heulen aus dem grünen Salon befreit hatte, wo er seit der Unglücksnacht unbeachtet verblieben war.

Beim Anblick des Hundes blitzten Sherlock Holmes' Augen auf.

»Haben Sie Dick schon im Haus suchen lassen?«, fragte er.

»Hat er nichts Auffallendes bekundet?«

»Ich habe mich mit dem Hund nicht abgegeben«, erwiderte der Lord. »Er wollte gern hier liegen, und das erlaubte ich ihm – er heulte sonst den ganzen Tag nach – nach seiner Herrin.«

»Dann erlauben Sie mir, einen Rundgang durch das Haus mit Dick zu machen. Es wird nicht lange dauern ...«

»Aber berichten Sie mir doch zuerst, Mr. Holmes!«

»Ich habe nur zu berichten, dass wir die Leute haben, welche die Gelder von der Lady erhielten – das heißt, welche sie von

ihr erpressten. Den Mörder haben wir noch nicht.«

Damit eilte Sherlock Holmes aus dem Zimmer, Dick mit sich nehmend.

9. Kapitel

Die letzten Maschen

»Such, such, mein guter Hund!«, sprach draußen der Detektiv zu dem Tierchen, das mit glänzenden Augen zu ihm auf sah.

»Wo ist Peter, Dick? Such Peter!«

Bellend sprang der Hund voran – er begriff, um was es sich handelte, zudem kam gerade Betsy die Treppe herunter, mit der der Detektiv einen Augenblick sprach.

»Hat Dick den Peter besonders gern gehabt?«, fragte er sie.

»O ja, die beiden waren enge Freunde, Peter beschäftigte sich mehr mit dem Hund als die Lady. Und Sie glauben nicht, Mr. Holmes, wie das Tier heute stundenlang an Peters Tür gestanden und geheult hat, bis ihn der Herr in sein Zimmer nahm.«

»Wo war denn Dick an dem verhängnisvollen Abend?«

»Er wurde gegen Abend immer in den grünen Salon gebracht, weil der auf die Terrasse geht und Dick dort so eine Art Wache halten sollte. Er hat nichts gemerkt, der arme Kerl – freilich, über die Terrasse wird ja auch niemand gekommen sein.«

Der Detektiv nickte und fuhr fort, dem Hund zuzureden, dass er Peter suchen solle. Selbstverständlich rannte das Tier zunächst zu der hochgelegenen Stube des Dieners. Sherlock Holmes öffnete die Tür für ihn, aber das hatten wohl auch schon vorher die Dienstmädchen getan, denn Dick lief nur ein paarmal in dem wohlbekannten Raum umher und jagte dann

zur Tür hinaus.

Sonderbarerweise blieb er an dem verschlossenen Aufgang zum Hausboden stehen.

»Dick«, sagte Sherlock Holmes, »auf dem Hausboden haben wir bereits gesucht! Ich weiß, dass dein Peter dort nicht ist – ich habe selbst gesucht, weil ich dachte, er habe sich dort vielleicht aufgehängt ...«

Dick fuhr fort zu wedeln und zu bellen. Endlich ließ sich sein Begleiter den Bodenschlüssel geben und stieg hinauf.

Der Hund stürzte zu der Leiter, die noch weiter bis auf das Dach hinaufführte. Betroffen sah der Detektiv seine Aufregung, zögerte aber nicht, auch diese Leiter noch hinaufzusteigen – den Hund hielt er dabei im Arm. Welch entsetzlicher Anblick bot sich ihm, als er die Dachluke aufgestoßen hatte und auf das flache Dach hinaustrat: Peter lag hier, von Blut überströmt und leblos.

Mit Stentorstimme rief Sherlock Holmes in das Haus hinab nach den Dienern. Bis diese kamen, eilte er auf der nur kleinen Plattform des Daches umher und suchte nach Spuren. Er fand nichts, bis auf einige festgetretene Stückchen von demselben Häcksel, der ihn schon auf die erste Spur des Mörders gelenkt hatte.

Drüben an dem niedrigen Geländer, welches das Dach abschloss, war eine Stange ein wenig verbogen.

Sherlock Holmes half den erschrockenen, zu Hilfe geeilten Dienern, den schweren leblosen Körper die Leiter und die Treppen hinunterbringen.

Der Hund heulte ununterbrochen, und die Dienstmädchen brachen beim Anblick des neuen, schauerlichen Fundes in ein furchtbares Wehgeschrei aus.

Lord Malcolm eilte in die Halle und stand regungslos vor

Entsetzen, als er dieses zweite Opfer des Verbrechens erblickte.

»Ist er tot?«, stieß er heraus.

»Wahrscheinlich – lassen Sie auf alle Fälle sofort den Arzt kommen. Ich habe nur noch eines zu tun – den Mörder zur Strecke zu bringen!«

Sherlock Holmes stürzte fort, warf sich in einen Wagen und fuhr zum Haus in der Regentstraße. In der Hand hielt er einen kleinen Gegenstand, den er unbemerkt aus den starren Händen Peters herausgenommen hatte. Es war nichts weiter als ein Knopf. Aber ein Knopf von eigentümlicher Farbe – schwarz und grau gesprenkelt, wie sie an Lodenjoppen getragen werden.

Jede Fiber an seinem Körper war gespannt, als er in jenem Haus mit dem Doppeleingang die Treppen hinaufeilte und die Wohnung betrat, in welcher der *Baron Ballières* Zuflucht gesucht hatte.

Er war zu Hause und – bereits gefasst auf alles; denn er hatte vorhin ausgehen wollen und war von den ausgestellten Wachen festgehalten worden.

Ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, trat Sherlock Holmes vor den Mann hin, betrachtete den Rock, welchen er trug, und winkte einem seiner Leute, den Koffer zu öffnen, der auf einem Stuhl stand.

Er durchsuchte seinen Inhalt und förderte eine Lodenjoppe zutage, an der ein Knopf fehlte.

»Sehr unvorsichtig von Ihnen!«, sagte er sarkastisch. »Ich an Ihrer Stelle hätte mir mindestens einen neuen Knopf angenäht. Es hätte zwar nicht viel genutzt, denn ich würde doch gemerkt haben, dass er frisch angenäht wäre – aber so haben Sie uns ja jeder Mühe überlassen.«

»Mas wollen Sie damit sagen!«, rief der blasse, schlotternde Mensch, der heute, ohne Perücke und Farbe sich als ein noch junger, bartloser Mann von ungewöhnlich kleinem Körperbau entpuppte.

Sherlock Holmes antwortete nicht. Er legte dem Verbrecher schwere Handschellen an, wobei der Detektiv vergleichend die beiden spitzfingerigen Hände nebeneinanderhielt. »Ich wusste es ja!«, murmelte er. »Die linke Hand ist kleiner als die rechte. Was sind Sie zu gewöhnlichen Zeiten? Was für ein Artist, meine ich!«

»Ich bin Handkünstler!«, stotterte Ballières. »Ich habe Athletenkunststücke nur mit den Händen gemacht ...«

»Ja!«, donnerte Sherlock Holmes. »Und vielleicht betrachtest du es auch als ein Athletenkunststück, du Schurke, dass du Lady Malcolm ermordet und ihren Diener erstochen hast! Vorwärts, Leute – in den Wagen mit ihm!«

In der Halle des Palais Malcolm fand wenige Stunden später eine kurze Sitzung statt, der nur wenige Teilnehmer beiwohnten.

Lord Malcolm, Sherlock Holmes, Harry Taxon und der Mörder.

Der Diener Peter war nicht tot.

Vernehmungsfähig war er nicht, er hatte aber so viel Blut verloren und war durch die fast dreitägige Verlassenheit und Bewusstlosigkeit auf dem Dach des Hauses so nahe an den Rand des Grabes gebracht worden, dass er nur wie durch ein Wunder am Leben geblieben war.

Doch Sherlock Holmes hatte, gleich nachdem Peter das Bewusstsein wiedererlangte, einige Worte mit ihm gesprochen, und diese Worte hatten genügt, um das Netz, das er so heimlich gesponnen hatte, vollends zu schließen.

Der sogenannte Baron Ballières saß, leichenblass und kaum imstande, sich aufrecht zu erhalten, auf einem Stuhl, vor dem Sherlock Holmes stand.

»Mylord«, sprach dieser Letztere, indem er sein ebenfalls blasses, teilnahmsvolles Gesicht dem Witwer zuwandte, »ich will Ihnen, Ihrem Wunsch entsprechend, kurz mitteilen, was sich an jenem Abend – und auch was sich lange vorher abgespielt hatte – welche furchtbare Berechnung die Ursache des Todes Ihrer Gattin war.«

»Sagen Sie mir das nachher, wenn wir allein sind«, antwortete mit leiser, wie verlöschender Stimme Lord Malcolm. »Haben Sie den Beweis, dass dieser Mann hier meine Frau erdrosselt hat?«

»Ich werde Ihnen sagen, wie sich das Trauerspiel entwickelte – der Mörder wird nicht leugnen.

Zunächst stelle ich fest, dass es eine ganze Verschwörerbande gab, die es darauf abgesehen hatte, ihre frühere Kollegin, Mary Tamanio, zu schröpfen. Es dachte niemand an Mord – selbst dieser Elende hier hatte nicht die Absicht, die Lady zu töten.«

Tief senkte Ballières den Kopf. Sein bartloses Gesicht sah abstoßend in seiner fahlen Leichenfarbe aus.

»Mary Tamanio war sehr reich, seitdem sie Lady Malcolm war, und dies benutzte eine frühere Kollegin von ihr, Miss Elvira, zu wiederholten Betteleien, die stets von der großmütigen Lady genährt wurden. Da Elvira schwatzhaft und nichts weniger als klug war, beschlossen bald noch andere, sich an diesen Schröpfungen zu beteiligen; zu diesen anderen gehörte ein gewisser Lovell und der sogenannte Graf, der weiter nichts war als ein ehemaliger Geliebter der schönen Ellen Brewer.«

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Lord zusammen,

ohne dass es Sherlock Holmes zu beachten schien.

»Ellen Brewer«, fuhr er fort, »hasste aus besonderen Gründen die Lady glühend. Sie spielte daher dem Lord Briefe in die Hände, von denen die Lady glauben musste, sie seien von ... von einem ihr einstmals sehr nahestehenden Mann geschrieben.

Diese

Briefe aber schrieb kein anderer als dieser Mensch hier. Denn Baron Ballières betreibt eine Spezialität, die ihm schon einmal die nähere Bekanntschaft mit dem Zuchthaus verschafft hat – er ist der geschickteste Handschriftenfälscher von ganz England. Hier, Lord Malcolm, sehen Sie sich diese drei Zeilen an, die er heute an Elvira schrieb. Kennen Sie diese Handschrift?«

»Großer Gott«, stöhnte der Lord, »woher wissen Sie – was soll das bedeuten?«

»Sie werden es nachher hören. Zunächst erzähle ich jetzt: Die eben erwähnten Verschwörer brauchten wieder einmal Geld, und Elvira übernahm es, eine große Summe von der Lady zu erpressen – mit der Begründung, dass jener längst verstorbene Mann, der einst der Lady nahegestanden, das Geld benötige. Vorgestern Abend holte Elvira selbst das Geld hier ab.

An diesem Abend aber folgte ihr dieser Mann hier, der mir die Absicht aussprach, noch ein kleines Geschäft mit der Lady abzuwickeln.

Lady Malcolm hatte ihre Dienstmädchen fortgeschickt, weil sie es nicht liebte, wenn ihre Leute jene Kollegen aus früherer Zeit sahen. Nur Peter war im Haus, und ihm sagte sie, nachdem schon Elvira mit dem Geld fort war, es werde noch ein Besuch kommen.

Gegen halb elf Uhr fuhr in einer Droschke Ballières vor. Peter ließ ihn ins Haus, und die Lady empfing ihren Gast. Sie ahnte

nicht, dass er derselbe Mann war, welcher ihr all die beängstigenden Briefe geschrieben hatte!

Nachdem sie ihrem Gast einen Imbiss vorgesetzt hatte, wobei er aß und trank, die Lady aber nichts zu sich nahm, stand er auf. Er hatte am Stiefel ein kleines Stück Häcksel mit hereingebracht, das ihm zum Verräter wurde. Beide begaben sich in das Zimmer der Lady. Hier setzte ihr Ballières auseinander, dass er nicht nur Geld von ihr wolle, sondern dass ihre Schönheit, die er bisher immer nur von fern bewunderte, ihn so entflammt habe, dass sie die seine werden müsse ...«

Lady Malcolm, außer sich vor Angst und Empörung, wies ihm die Tür, und da er nicht gehen wollte, telefonierte sie an mich um Hilfe.

Noch am Telefon umfasste sie der Freche, und vielleicht hätte er seinen verbrecherischen Zweck erreicht, wenn nicht die Lady sich verzweifelt gewehrt und die Flucht vor ihm ergriffen hätte. Dabei rief sie nach Hilfe. Er drückte ihr die Kehle zu und unter seinem Griff hauchte sie ihr Leben aus.«

Tiefe Stille lagerte über der kleinen Versammlung, nur unterbrochen durch das leise Stöhnen des Lords.

Sherlock Holmes fuhr ruhig fort: »Peter hörte – leider zu spät – die Hilferufe seiner Herrin. Als er das Boudoir betrat, flüchtete der Mörder blindlings durch das Haus – die Treppen hinauf irgendwohin. Aber Peter folgte ihm, und auf dem Dach des Hauses in der Dämmerung, die nur schwach durch das von der Straße heraufdringende Licht erhellt wurde, packte er den Mörder. Dieser hatte sein Messer gezogen und stieß zu. Er traf sein Opfer so unglücklich, dass Peter, ohne einen Laut von sich zu geben, umsank, nachdem er im Kampf diesen Knopf hier dem Mörder abgerissen hatte.

Ballières musste Peter für tot halten. Er flüchtete wieder in

das Haus hinab und stürzte durch die Haustür ins Freie – niemand hatte ihn gesehen.«

»Gott, Gott, Gott!«, schrie der Lord auf. »Und wer war es, der diesen Verfluchten verriet?«

»Niemand verriet ihn, Mylord, als seine eigenen Fingerspuren und das winzige Stückchen Häcksel von seinen Schuhen. Und nun führt den Menschen hier ab. Seine Gegenwart soll nicht länger dieses Haus geduldet werden, in welchem er seine scheußliche Tat vollzogen hat.«

Geführt von zwei Polizisten, blass und am ganzen Körper bebend, wankte der Mörder hinaus.

Sherlock Holmes aber wandte sich an den verwitweten Gatten: »Mit Ihnen habe ich noch ein paar Worte zu richten, welche Sie und die Tote betreffen. Ich weiß, Mylord, – fragen Sie nicht, wodurch ich es erfuhr, – ich weiß, dass Sie Ihre edelste und treueste Gattin im Verdacht hatten, sie sei Ihnen untreu ...«

»Leider«, stöhnte der Lord, »war es kein bloßer Verdacht. Ich hatte die Beweise. Und ich habe auch Mary ihre Untreue ins Gesicht geschleudert – sie leugnete!«

»Sie hatte recht zu leugnen!«, sprach Sherlock Holmes in tiefem Ernst.

»Wie? Angesichts der Briefe, die man mir zeigte?«

»Diese Briefe, Mylord, waren, wie ich Ihnen schon vorhin sagte, gefälscht – bis auf zwei. Und diese beiden, vor langen Jahren geschriebenen, stammten von dem ersten Gatten Ihrer Frau.«

»Unmöglich! Mary hatte mir gesagt, dass er längst verstorben sei. Sie hatte mir die Nachricht in der Zeitung gezeigt, dass das Schiff, auf welchem er nach Australien ausgewandert war, mit Mann und Maus untergegangen war.«

»Sie handelte immer im besten Glauben. Eines Tages reifte der teuflische Plan in den Köpfen von Lovell und seinen Spießgesellen, die arme Lady glauben zu machen, dass ihr erster Mann noch lebe, dass er zurückgekehrt sei, und dass er drohe, vor Sie, Mylord, mit seinen Ansprüchen hinzutreten, wenn sie nicht alle Summen zahlte, welche von ihr verlangt wurden. Sie sehen, wie man die Arme getäuscht hat - all die

Briefe, täuschend nach der Handschrift des wirklich Verstorbenen gefälscht, waren von Ballières geschrieben.«

»Ah! Und ich Elender glaubte mich betrogen - mit Höllenqualen, warf mich jenem intriganten Weib in die Arme, die in Verbindung mit der Verbrecherschar stand.«

»Nicht nur in Verbindung - ich glaube, dass Miss Ellen Brewer zuerst den Wunsch ausgesprochen und hohe Belohnungen dafür ausgesetzt hat, dass Lady Mary stürbe und den Platz für sie selbst frei mache.«

»Ha, die Verrückte! Sie soll es büßen ...«

»Im Gegenteil, Mylord, sie wird die Einzige sein, die frei ausgeht - denn niemand wird ihr etwas beweisen können! Doch nun habe ich meines Amtes gewaltet, der Lord ist aufgeklärt, das Andenken der Lady ist gereinigt. Ich habe hier nichts mehr zu tun. Leben sie wohl, Mylord.

Lord Malcolm hielt seine Hand fest. Vergeblich versuchte er etwas zu sagen, kein Wort drang aus seiner Kehle.

Und endlich machte sich der ungebundene Aufruhr seiner Seele in einem Strom von Tränen Luft.

Er fiel Sherlock Holmes um den Hals und schluchzte wie ein Kind.

»Wie soll ich Ihnen jemals danken!«, presste er endlich hervor.

»Sie haben mir das Kostbarste zurückgegeben, was ich besaß

– das ungetrübte Andenken, die unauslöschliche Liebe für Mary!«

Sherlock Holmes drückte ihn tiefbewegt die Hand. »Mein Lohn besteht in dem, was Sie soeben aussprachen, Mylord; es bedarf keines weiteren Dankes.«

Hierauf wandte er sich ab, winkte Harry herbei und verließ mit ihm das Haus.

Sherlock Holmes hatte von diesem Tage an keinen ergebeneren Freund als Lord Henry Malcolm, der von nun an nur noch dem Andenken seiner Gattin lebte.

Ende

